



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel

Zur Problematik der europäischen Identität – politische Forderung, theoretische Konzeption, empirische Messung

Verfasser

Georg Datler

angestrebter akademischer Grad:

Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (Mag. rer. soc. oec.)

Wien, November 2008

Studienzahl lt. Studienblatt:

A121

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Soziologie

Betreuerin:

Ao. Univ-Prof. Dr. Hilde Weiss

DANKSAGUNG

In Hilde Weiss, Christoph Reinprecht und Rossalina Latcheva fand ich am Institut für Soziologie kompetente Lehrer und Diskussionspartner. Hilde Weiss betreute diese Diplomarbeit. Wenn ich Rat suchte, hat sie mich beraten. Wenn ich den Freiraum wollte, meine eigenen Vorstellungen zu verwirklichen, hat sie mir den gelassen. Ich danke Claire Wallace und Reingard Spannring, die mir in den Jahren 2003 und 2004 ermöglicht haben am Institut für höhere Studien (IHS) meine ersten wissenschaftlichen Erfahrungen im Rahmen des Projekts „Youth and European Identity“ zu machen. Peter Steiner wurde mir in der Zeit am IHS zu einem profunden Ratgeber in Sachen sozialwissenschaftlicher Statistik und stand mir auch danach für methodische Fragen zur Verfügung. Ich bedanke mich bei Peter Schmidt und Eldad Davidov für die vielen methodischen Diskussionen, die ich mit ihnen führen durfte. Eldad Davidov hat sich in der „heißen Phase“ der Diplomarbeit Zeit genommen und mir brennende methodische Fragen beantwortet. Günter Dux danke ich für seine Seminare und die Diskussionen mit ihm, die meine theoretische Perspektive entschieden erweitert haben. Kathrin Gärnter hat Teile des Manuskripts gelesen und mir wertvolle Anregungen gegeben. Margot Erkinger hat die ganz Arbeit gelesen und insbesondere darauf bestanden, dass manches verständlicher formuliert wird. Ich bedanke mich bei Margot für so vieles.

INHALT

Zum Schreiben dieser Arbeit	1
Zum Lesen dieser Arbeit.....	2
Abschnitt I	
Europäische Identität in der Politik und in den Sozialwissenschaften	3
1 Die politische Forderung nach einer europäischen Identität und ihre sozialwissenschaftliche Begründung	4
1.1 Die Europäische Union fördert eine europäische Identität und die Forschung über eine europäische Identität	4
1.2 Identität in der Politikwissenschaft.....	5
2 Europäische Identität bei Habermas	10
2.1 Warum gerade Habermas?.....	10
2.2 Identität – individuell und kollektiv.....	11
2.3 Nationalstaat und Demokratie.....	15
2.4 Postnationale Demokratie und europäische Identität.....	17
2.5 Zum Theorieverständnis von Habermas	21
3 „Das Eigene“ und „das Andere“ - Partikularismus, Universalismus und Kosmopolitismus	23
4 Die Kritik von Dux	28
4.1 Was, wenn Habermas sich fundamental irrt?	28
4.2 Irrt sich nur Habermas?.....	32
4.3 Substanzlogische Vorgaben	34
4.4 Was heißt das für das Verständnis europäischer Identität?	36
Erste Zwischenbetrachtung: Die theoriestrategische Bedeutung von europäischer Identität.....	40
Abschnitt II	
Ein Schritt zurück. Identität in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung	43
5 Was Identität bedeutet	45
5.1 „Vorsicht!“: Die etymologische Bedeutung des Begriffs	45
5.2 Übersicht über die Unübersichtlichkeit	45
Exkurs I Woher kommen Identitäten? - Essentialismus versus Konstruktivismus.....	49

6	Identitätstheorien	52
6.1	Die Identity Theory	52
6.2	Die Social Identity Theory	53
6.3	Identity Theory und Social Identity Theory im Vergleich.....	57
6.4	Die Kritik von Brubaker und Cooper.....	59
6.5	Zu einer relationalen Definition von Identität – der Beitrag von Tilly.....	63
	Exkurs II Begriffsklärung zu personaler, sozialer und kollektiver Identität.....	71
6.6	Das Model kollektiver Identität von Abdelal et al.	72
	Zweite Zwischenbetrachtung:	
	Identität als Kategorie der Praxis und als Kategorie der Analyse	75
	Abschnitt III Europäische Identität beschreiben, europäische Identität messen	77
7	Europäische Identität beschreiben	78
8	Europäische Identität messen.....	80
8.1	Das Problem: Die Diskrepanz zwischen Beschreibung und Messung	80
8.2	Items zu europäischer Identität in den „großen Surveys“	80
8.3	Die Messung von Identifikation mit Europa im Projekt „Youth and European Identity“	87
8.4	Wissenschaftliche Publikationen: Wie das Messinstrument „Identifikation mit Europa“ verwendet wird.....	96
9	Das Messinstrument „Identifikation mit Europa“ – Ein rigoroser Test.....	101
9.1	Eigenschaften eines Messinstruments und ihre Überprüfung.....	101
9.2	Test des Messmodells in den einzelnen Regionen.....	105
9.3	Multiple Gruppenvergleiche	111
9.4	Modelltests auf Invarianz: Zusammenfassung und Interpretation.....	119
10	Konstruktive Beiträge der Empirie	122
10.1	Inhalt und Umstrittenheit europäischer Identität	122
10.2	Das neue Messmodell von Bruter	126
	Resümee	132
	Literatur.....	137
	Anhang.....	146
	Das Projekt “Youth and European Identity“	146
	Korrelationsmatrizen	149

Zusammenfassung.....	151
Summary	152
Lebenslauf.....	153

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1	Inhalte von kollektiven Identitäten nach Abdelal et al. (2005)	72
Tabelle 2	Messinstrumente zu europäischer Identität in internationalen Surveys	81
Tabelle 3	Items zu Identifikation mit Europa im Projekt "Youth and European Identity"	88
Tabelle 4a	Messinstrument „Identifikation mit Europa“, Mittelwerte (Standardabweichungen)	92
Tabelle 4b	Messinstrument „Identifikation mit Europa“, Mittelwerte (Standardabweichungen), Regionen nach aufsteigendem Mittelwert geordnet	94
Tabelle 5a	Publikationen ohne latente Variable zu Identifikation mit Europa.....	96
Tabelle 5b	Publikationen mit latenter Variable zu Identifikation mit Europa.....	97
Tabelle 6	Die drei Stufen der Invarianz eines Messmodells.....	103
Tabelle 7	Separat geschätzte CFA Modelle	108
Tabelle 8	Modellmodifikationen des CFA Modells für Bratislava	110
Tabelle 9	Überprüfung metrischer Invarianz: 5 Regionen, 5 Items	111
Tabelle 10	Überprüfung metrischer Invarianz: 5 Regionen, 4 Items	114
Tabelle 11	Überprüfung partieller metrischer Invarianz: 7 Regionen, 4 Items	115
Tabelle 12	Überprüfung partieller skalarer Invarianz: 7 Regionen, 4 Items	117
Tabelle 13	Überprüfung metrischer Invarianz: Subsets von Regionen, 4 Items	118
Tabelle 14	Überprüfung skalarer Invarianz: 4 Regionen, 4 Items	118
Tabelle 15	Überprüfung skalarer Invarianz: Subset von Regionen	119
Tabelle 16	Bedeutung des Konstrukt Europa, Mittelwerte (Standardabweichungen).....	123
Tabelle 17	Das Messmodell zu europäischer Identität von Bruter	128

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1	„Das magische Viereck“ der politischen Theorie	7
Abbildung 2	Erkenntnistheoretische Positionen zu sozialer Realität.....	63
Abbildung 3	Pfaddiagramm des CFA Modells	105
Abbildung 4	Explorative Strategien zur Etablierung von Invarianz.....	112
Abbildung 5	Pfaddiagramm des MACS Modells.....	116
Abbildung 6	Bedeutung des Konstrukts Europa, grafische Darstellung der Mittelwerte	124

Zum Schreiben dieser Arbeit

Diese Arbeit ist aus einer mehrjährigen Beschäftigung mit dem Thema Europäische Identität entstanden, die in den Jahren 2003 und 2004 begann als ich am Institut für höhere Studien am Projekt „Youth and European Identity“ arbeitete. Seit damals herrschte in mir ein gewisses Unbehagen darüber, wie das Konzept europäische Identität in den Sozialwissenschaften verwendet wird. Im Rahmen der Projektarbeit, war nicht immer die nötige Zeit, diesem Unbehagen nachzugehen. Eine Diplomarbeit bietet ungleich mehr Freiraum. Diesen Freiraum habe ich genutzt, um dem zuallererst diffusen Unbehagen auf den Grund zu gehen. Aus der Reflexion meiner eigenen Arbeit und anderer theoretischer und empirischer Arbeiten, habe ich versucht, die Problematik des Konzepts europäische Identität präzise zu bestimmen. Im Zentrum der Arbeit steht daher nicht die Antwort auf eine Forschungsfrage, sondern das Verständnis für Probleme im sozialwissenschaftlichen Umgang mit dem Thema der europäischen Identität. Erst wenn diese grundlegenden Probleme klar herausgearbeitet sind, kann ich deutlich machen, wie sehr Facetten dieser Probleme die sozialwissenschaftliche Arbeit zu europäischer Identität durchziehen und wissenschaftliche Erkenntnis hemmen. Der Text wird wahrscheinlich mehr Fragen aufwerfen als er beantworten kann – wertvolle Fragen, wie ich meine. Soweit es mir möglich war, versuche ich konstruktive Anknüpfungspunkte für die Bearbeitung der aufgeworfenen Fragen zu geben, die über eine reine Kritik hinausgehen. Dabei hat sich in mir die Überzeugung verstärkt, dass eine produktive Bearbeitung von Problemen nur über ein tiefes Verständnis der Probleme selbst zu gewinnen ist.

Diese Arbeit ist eine Übung in epistemologischer Wachsamkeit im Sinne von Bourdieu (Bourdieu et al. 1991). Bourdieu warnt davor, in der empirischen Sozialforschung nach methodisch-statistischer Perfektion zu streben, ohne die Konstruktion des Erkenntnisobjekts zu reflektieren. Statistische Verfahren wurden in dieser Arbeit sehr wohl eingesetzt. Allerdings erst nach einer umfassenden theoretischen Reflexion und in der Absicht, die Validität von Messinstrumenten zu europäischer Identität zu prüfen anstatt sie einfach anzunehmen.

Zum Lesen dieser Arbeit

Die Arbeit gliedert sich in drei Abschnitte. Jedem Abschnitt ist ein kurzer Aufriss der darin behandelten Problematik und eine Darstellung des thematischen Aufbaus vorangestellt. Abschnitt I und II befassen sich mit theoretischen Fragen. Empirische Ergebnisse werden in Abschnitt III dargestellt.

Um den Text besser lesbar zu machen, wird bei Substantiven mit Geschlechtsbezug nur die männliche Form verwendet. Leserinnen und Lesern sei versichert, dass damit sowohl weibliche als auch männliche Personen gemeint sind.

Die Leserinnen und Leser mögen mir die eine oder andere unwissenschaftliche, ironische Bemerkung, die ich nicht aus dem Text streichen wollte, verzeihen – oder sich daran amüsieren.

Abschnitt I

Europäische Identität in der Politik und in den Sozialwissenschaften

Aufriss

Die Propagierung europäischer Identität liegt im Interesse der Institutionen der EU. Wird die europäische Identität gefördert, so verstärkte sich die transnationale Solidarität und es erhöhe sich die Akzeptanz der politischen Gestaltungsmacht im Allgemeinen sowie der tatsächlichen politischen Aktivitäten der europäischen Institutionen im Speziellen, so die Annahme. Diese Annahme ist wissenschaftlich nicht unbegründet. Die Begründung, so werde ich darlegen, liegt in dem Stellenwert, dem die Politikwissenschaft Identität in ihrer Konzeption demokratischer Herrschaft – mehr implizit als explizit – zuweist. Die Politik der EU ist auch Identitätspolitik. Die politikwissenschaftliche Demokratietheorie liefert gute Argumente dafür.

Aufbau

Kapitel 1 zeigt exemplarisch wie die Europäische Union seit den 1970er Jahren ihre Bemühungen verstärkt hat, eine Politik zu betreiben, die eine europäische Identität fördert und erörtert die Rolle der Sozialwissenschaften. Insbesondere wird die politikwissenschaftliche Demokratietheorie dargestellt. Kapitel 2 widmet sich dem Theoriegebäude von Habermas, einer der elaboriertesten Ausarbeitungen des Argumentationsmusters der allgemeinen Demokratietheorie. Es wird dargestellt, wie Habermas die Forderung nach einer europäischen Identität aus seiner Theorie kommunikativen Handelns ableitet. Kapitel 3 geht dem Spannungsfeld von Identität und Differenz nach, und wirft die Frage auf, ob universalistische und kosmopolitische Positionen eine europäische Identität und ein politisches Gemeinwesen begründen können. Aus soziologischer Sicht meldet Dux jedoch begründete Zweifel an den Prämissen der Theorie kommunikativen Handelns und am Mainstream der politischen Theorie an, die in Kapitel 3 erörtert und deren Konsequenzen für die theoretische Bedeutung von europäischer Identität diskutiert werden.

1 Die politische Forderung nach einer europäischen Identität und ihre sozialwissenschaftliche Begründung

1.1 Die Europäische Union fördert eine europäische Identität und die Forschung über eine europäische Identität

Die Absicht eine identitätsstiftende Politik zu betreiben findet sich erstmals 1975 im sog. Tindemans-Bericht (Tindemans 1975) und dessen Weiterentwicklung zum Konzept des „Europas der Bürger“ („A People’s Europe“) im Rahmen des 1984 eingesetzten Adonnino-Ausschusses.¹ Der Auftrag des Adonnino-Ausschusses bestand in der Erarbeitung von Maßnahmen „to strenghten and promote the Community’s identity and its image both for its citizens and for the rest of the world“ (Adonnino 1985). Viele der damaligen Vorschläge sind heute bereits realisiert: Schaffung europäischer Symbole (Flagge, Hymne, EU-Reisepass), einer gemeinsamen Währung, die Etablierung europäischer Kulturinitiativen (Kulturhauptstadt Europas, Literaturpreise, etc.), Jungendaustausch und Sprachprogramme (Sokrates, Erasmus, etc.) und schließlich mit dem Vertrag von Maastricht (Europäische Kommission 1992) die Unionsbürgerschaft. Für aktuelle Initiativen und Absichten soll hier ein Beispiel genügen: Im „Europe for citizens programme 2007-2013“ der Europäischen Kommission wird als Ziel von Städtepartnerschaften („town-twinning“) folgendes angegeben „fostering a sense of ownership of the European Union and finally developing a sense of European identity.“²

In das Spannungsfeld zwischen öffentlicher Identitätspolitik und wissenschaftlicher Theoretisierung von Identität in der Politik begeben sich alle, die wissenschaftlich zu europäischer Identität arbeiten wollen. Die Einsicht, dass Wissenschaft und Gesellschaft in einem reflexiven Verhältnis zu einander stehen, sich also wechselseitig beeinflussen, ist freilich nicht neu (vgl. dazu z. B. Giddens 1984). Wenn Wissenschaftler über europäische Identität forschen und schreiben beteiligen sie sich unweigerlich, alleine indem sie europäische Identität zum Thema machen, an der Konstruktion europäischer Identität. Freilich können sie theoretische Argumente und empirische Befunde für oder gegen die Möglichkeit europäischer Identitätskonstruktionen aufbieten. Sie können manche Konstruktionen für theoretisch wahrscheinlicher oder empirisch eher beobachtbar

¹ Der Ausschuss wurde nach dem italienischen Abgeordneten zum Europäischen Parlament Pietro Adonnino benannt.

² Verfügbar unter: http://ec.europa.eu/citizenship/action1/measure1_en.html [15.08.2008]

halten als andere. Aber auch damit sind sie sowohl Beobachter der Europäisierung als auch Akteure in der Arena der Identitätspolitik. Zudem finanziert die EU selbst einen nicht unwesentlichen Teil der internationalen sozialwissenschaftlichen Forschung gerade mit Bezug auf europäische Identität und europäische Bürgerschaft („european citizenship“).³

Um nicht missverstanden zu werden: Daran ist nichts prinzipiell Problematisches. Im Gegenteil, man könnte anführen, dass es sich hier um einen Gegenstandsbereich der Sozialwissenschaften handelt, dessen Ergebnisse politisch relevant sind und von politischen Institutionen gebraucht werden. Trotzdem muss klar sein, was für die Wissenschaften generell gilt: Ihre Ergebnisse stehen in einem Verwertungszusammenhang, der auch außerhalb der Wissenschaft liegt. Das mahnt zur Vorsicht - mögen spekulative Interpretationen noch so gefragt sein. Wissenschaftliche Aussagen haben Gewicht, eben weil sie mit dem Prädikat „wissenschaftlich“ versehen sind.

1.2 Identität in der Politikwissenschaft

Grundlegende Arbeiten zu Bürgerschaft („citizenship“) hat Marshall(1950) bereits Anfang der 1950er Jahre vorgelegt. Als zentrale Eigenschaft moderner kapitalistischer Gesellschaften beschreibt Marshall den Gegensatz sozialer Klassen. Daraus entwickelt er auch seine Theorie der Bürgerrechte. In der Dynamik des Aufeinandertreffens von Klasseninteressen erkämpfen die beherrschten Klassen Teilhaberechte, beziehungsweise gewähren die herrschenden Klassen Teilhaberechte, um die soziale Integration einer Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Bürgerschaft redistribuiert Ressourcen, die in einer kapitalistischen Gesellschaft knapp sind, verringert soziale Ungleichheiten sowie die

³ Im 5. Rahmenprogramm (1999-2002) förderte die EU in der „Key Action“ „Improving the socio-economic knowledge base“ insgesamt 185 Forschungsprojekte. 28 Projekte mit einem Fördervolumen von insgesamt 25,5 Millionen Euro wurden explizit dem Themenfeld „Governance, democracy and citizenship“ zugeordnet (<ftp://ftp.cordis.europa.eu/pub/citizens/docs/eur20635.pdf> [15.08.2008]).

Im 6. Rahmenprogramm (2002-2006) war eines der sieben Themenfelder („Priorities“) „Citizens and governance in a knowledge-based society“ mit einer Gesamtfördersumme von 247 Million Euro (<http://cordis.europa.eu/fp6/budget.htm> [30.10.2008]). Zwei von acht „Research Areas“ weisen einen expliziten Bezug zu Identität und „citizenship“ auf. Im „Research Area 4 - The implications of European integration and enlargement for governance and the citizen“ wurden 13 Projekte gefördert, im „Research Area 7 - New forms of citizenship and cultural identities“ 20 Projekte. (http://cordis.europa.eu/citizens/tp7_pjs.htm [30.10.2008]).

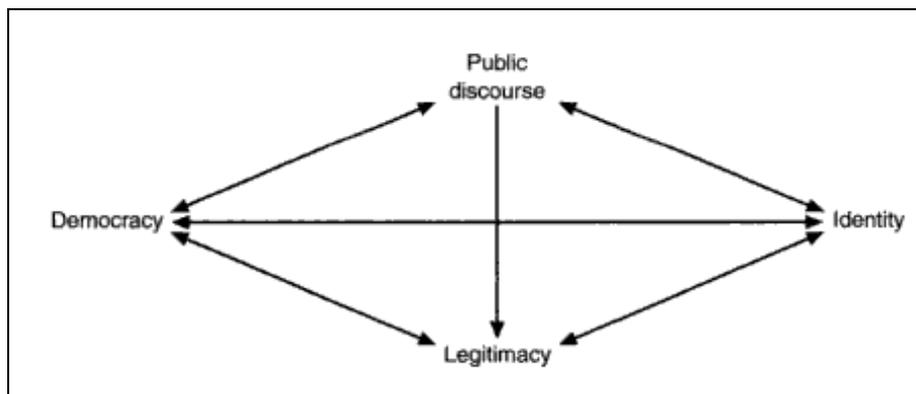
revolutionäre Spannung des Klassenantagonismus und stiftet damit Solidarität in einer politischen Gemeinschaft. Für Großbritannien zeichnet Marshall nach, wie im 17. und 18. Jahrhundert zuerst legale Rechte („legal rights“), im 18. und 19. Jahrhundert politische Rechte („political rights“) und im 19. und 20. Jahrhundert schließlich soziale Rechte („social rights“) entstehen. Marshall beschreibt die soziale Integration modernen Klassengesellschaften ohne dabei kollektive Identität zu problematisieren: „ (...) Marshall took identity for granted, it is somehow totally unproblematic for Marshall“ (Turner 1997, S. 14). Marshall geht von einer kulturell weitgehend homogenen Gemeinschaft aus, wie sie der Bevölkerung eines Nationalstaats, besser gesagt einer idealtypischen Folie des Nationalstaats, entspricht. Zugehörigkeit und ein Gefühl der Zugehörigkeit, somit kollektive Identität, werden vorausgesetzt. Einzig Klassengegensätze, die selbst als starke Generatoren freilich unterschiedlicher kollektiver Zugehörigkeitsgefühle verstanden werden können, stellen mögliche Trennlinien dar. Diese sozialen Gegensätze werden jedoch über Bürgerschaftsrechte integriert. Dass das nur auf Grundlage einer über und vor den Klassengegensätzen bestehenden Zugehörigkeit geschehen kann, bleibt implizit.

In der klassischen Demokratietheorie finden wir, zumindest wenn wir uns die Naivität gestatten, uns an der etymologischen Bedeutung des Begriffs zu orientieren, einen ähnlichen Gedankengang (vgl. z. B. Sartori 1997, S. 29ff.).⁴ Eine weithin bekannte, prägnante Formulierung dafür hat Abraham Lincoln bereits 1863 in der Gettysburg Address gefunden. Demokratie, sagt Lincoln, sei „government of the people, by the people, for the people“. Legitime Herrschaft ist Herrschaft durch einen bzw. im Namen eines Demos für einen Demos, so der Kerngedanke. Politik kann nur dann durch einen bzw. im Namen eines Demos gemacht werden, wenn sich eine Gruppierung von Individuen als Mitglieder des Demos, also eines Volkes, begreift. Schon Jean-Jaques Rousseau (2002 [orig. 1762]) spricht von einem „Allgemeinen Willen“ („volonté générale“), also dem Willen eines Volkes in Abgrenzung vom Interesse des Einzelnen („volonté particulière“).

⁴ Bei Sartori (1997) findet sich eine ausgezeichnete Diskussion des historischen, idealistischen und empirischen Gehalts des Begriffs „Demokratie“. Über die Verfahrensregeln der demokratischen Willensbildung und Entscheidungsfindung sagt eine etymologische Definition nämlich wenig aus – darum geht es hier aber auch nicht. Wichtig ist für meine Argumentation, dass Demokratie im klassischen wie im modernen Verständnis nicht ohne einen Demos gedacht wird.

Easton (1967) ist der Auffassung, dass eine diffuse Unterstützung („diffuse support“) des politischen Systems durch Individuen, die sich als Mitglieder einer politischen Gemeinschaft begreifen („sense of a political community“), eine der wichtigsten Voraussetzungen für demokratische Herrschaftssysteme ist. Spezifische Unterstützung („specific support“) alleine, also die Unterstützung, die BürgerInnen dem politischen System entgegenbringen, wenn sie ihre aktuellen, konkreten und individuellen Anforderungen an das politische System erfüllt sehen, reiche für die dauerhafte Legitimierung von Herrschaft nicht aus. Dafür sei auch diffuse Unterstützung notwendig, also eine grundlegende Zustimmung zum politischen System als solchem. Erst dadurch könnten BürgerInnen Entscheidungen im politischen System, etwa die Redistribution von Ressourcen, akzeptieren, auch wenn sie nicht in ihrem unmittelbaren Interesse liegen. Anders formuliert: kollektive Identität und die Identifikation der Individuen mit einem Kollektiv gelten in der klassischen Demokratietheorie als Voraussetzungen für Demokratie.

Abbildung 1 „Das magische Viereck“ der politischen Theorie



Quelle: (Peters 2006, S. 85), „The magic quadrangle of political theory“

Abbildung 1 zeigt „das magische Viereck“ des Mainstreams der modernen politischen Theorie. Das Modell hat gegenüber den klassischen Ansätzen zwar an Komplexität gewonnen: Verhältnissen der Wechselwirkungen wird gegenüber kausalen, gerichteten Abhängigkeiten der Vorzug gegeben. Mit der Einsicht in die Konstruktivität kollektiver Identitäten (vgl. dazu Exkurs I) wird Identität nicht länger als zeitlich vorgeordnete, kausale Voraussetzung von Demokratie gesetzt, sondern die wechselseitige Beeinflussung von Prozessen der Herausbildung demokratischer Institutionen und Prozessen der Identitätsformation betont. Zudem werden die Legitimität politischer

Ordnung sowie die politische Öffentlichkeit bzw. der politische Diskurs⁵ als distinkte Faktoren eingeführt. Die basale Achse bildet jedoch weiterhin das Verhältnis von Demokratie und kollektiver Identität.

In der politischen Theorie besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass dieses Modell Demokratie in seiner nationalstaatlichen Verfassung adäquat erfasst. Die Frage, der mit viel akademischem Eifer nachgegangen wird, ist, inwieweit sich dieses Modell auf das transnationale politische System der EU anwenden lässt bzw. wie das Modell dazu modifiziert werden müsste (vgl. dazu die Beiträge in Erikson 2006).

Die politischen Diskurse in Europa sind weitgehend nationalstaatlich verfasst, es fehlt eine genuin europäische Öffentlichkeit (Perez-Diaz 1998, Scharpf 1999). Für Europa lässt sich das Vorhandensein einer kollektiven Identität, eines *Demos*, nicht ohne weiteres behaupten. Gerade deshalb wird die Herrschaftsausübung durch Institutionen der EU von Fragen ihrer Legitimität begleitet. Der EU wird ein „Demokratiedefizit“ (Bellamy & Castiglione 2000, Jachtenfuchs & Kohler 2003, Rohrschneider 2002) und ein „Öffentlichkeitsdefizit“ (Gerhards 2002) attestiert. Folgt man dem „magischen Viereck“ der politischen Theorie, kann man zu keinem anderen Schluss kommen.

Als Reaktion auf den Befund des „Demokratiedefizits“ der EU lässt sich für die „Integration Studies“ ein „normative turn“ (Chrysochoou 2001, S. 170ff.) weg von (neo)funktionalistischen Fragen der internationalen Koordination und der politischen Eliten hin zu demokratietheoretischen Fragen der Legitimation und nach der Gestalt und der Gestaltung einer europäischen Bürgerschaft. „Making European Citizens“ (Bellamy et al. 2006), so der Titel eines rezenten Sammelbandes, rückt ins Zentrum der politikwissenschaftlichen Diskussion: „This metatheoretical shift in emphasis rests on the assumption that European democracy presupposes the existence of a `European civic, value-driven demos` (an identifiable citizen body whose unity is constituted by a shared civic identity) as the necessary popular infrastructure upon which majority rule is to apply” (Chrysochoou 2001, S. 174).

⁵ „Diskurs“ wird hier nicht machttheoretisch im Sinne von Foucault (1991 [orig. 1970]) verstanden, sondern eher im Sinne der Diskursethik von Habermas (Habermas 1992b, vgl. zu einer Kritik der Diskursethik Kap. 4 dieser Arbeit), die Kriterien anführt, wann Kommunikation als vernünftig gelten kann. Oft wird mit „Diskurs“ aber lediglich „Debatte“ oder „Diskussion“ gemeint.

Wie ein europäischer Demos entstehen könnte, ist gleichsam die Frage nach europäischer Identität (Fuhse 2005). Nur eine europäische Identität kann Politik auf europäischer Ebene legitimieren, so der Kerngedanke, der die Politikwissenschaft motiviert, sich mit europäischer Identität zu befassen. Dieses Argument dient in einer Vielzahl von Publikationen dazu, die Beschäftigung mit europäischer Identität zu begründen (für viele Bruter 2005, S. 1ff., Fuß 2006, S. 4ff., Medrano & Gutiérrez 2001, S. 753). So gedacht ist die Frage nach europäischer Identität die Frage nach der Möglichkeit demokratischer Politik, die nicht auf den Rahmen des Nationalstaats beschränkt bleibt. Der Gedanke, Gesellschaften seien nationalstaatlich abzugrenzen, wird in den Sozialwissenschaften mittlerweile heftig kritisiert (Wimmer & Glick-Schiller 2003). Demokratische Politik, im Sinne des Einwirkens der Menschen auf die Gesellschaft, in der sie leben und an der sie leiden, wird damit auch zu einer trans-nationalen Angelegenheit. Folgt man dem Mainstream der politischen Theorie, ist die Möglichkeit einer demokratischen Vertiefung der Europäischen Union bzw. die Behebung des „Demokratiedefizits“ aufs Engste mit der Frage nach einer europäischen Identität verwoben. Diesen Zugang teilt, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, auch Habermas. Danach werden wir auf die Kritik von Dux zu sprechen kommen, der gute Gründe dafür anführen kann, warum eine soziologische Theorie sich vom Mainstream der politischen Theorie emanzipieren muss (vgl. Kap. 3).

2 Europäische Identität bei Habermas

2.1 Warum gerade Habermas?

Spätestens seit seinem gemeinsam mit Jacques Derrida in der FAZ vom 31.05.2003 (Habermas 2004)⁶ veröffentlichten Plädoyer gilt Habermas als vehementer, empathischer Fürstreiter der Konstruktion einer europäischen Identität. An anderer Stelle fragt er sich: „Ist die Herausbildung einer europäischen Identität nötig, und ist sie möglich?“ (Habermas 2004, S. 68). Die erste Frage beantwortet er mit einem eindeutigen „Ja“, die zweite mit qualifizierenden Bedingungen, die die Herausbildung einer europäischen Identität möglich machen.

Eine Vielzahl von Autoren schreiben zu europäischer Identität. Warum wird hier nur Habermas näher erläutert? Erstens finden wir bei Habermas eine breit angelegte Darstellung, in der er begründet, warum es sich lohnt, sich sozialwissenschaftlich mit europäischer Identität auseinanderzusetzen. Im Wesentlichen ist es eine Spezifikation der allgemeinen Demokratietheorie. Der Befund der allgemeinen Demokratietheorie der Politikwissenschaft lässt sich auf die Formel bringen „keine Demokratie ohne Demos“ (vgl. dazu genauer Kap. 1.2). Habermas liefert eine der elaboriertesten Ausarbeitungen dieses Begründungsmusters. Zweitens, und das scheint mir das eigentlich schlagende Argument zu sein, hat Habermas eine Theorie des Sozialen vorgelegt, aus der sich die Wichtigkeit europäischer Identität, sofern man ihr folgt, zwingend ableiten lässt. Viele andere, aktuellere Beiträge folgen einer ähnlichen Argumentation, allerdings entweder ohne sie explizit zu machen oder ohne sie in eine Theorie der Gesellschaft einbetten zu können. Bei Habermas steht theoretisch nicht zu allererst das Interesse an Europa im Vordergrund, aus dem sich dann das Interesse an europäischer Identität ableitet. Er beschäftigt sich generell mit dem Verhältnis von individueller und gesellschaftlicher Entwicklung beziehungsweise von individueller und kollektiver Identität. Es ist die gesellschaftliche Entwicklung der Europäisierung und der Globalisierung, aus der sich

⁶ Jürgen Habermas war der Initiator einer koordinierten Initiative europäischer Intellektueller. In enger Absprache veröffentlichten gleichzeitig andere europäische Zeitungen dazu ergänzende Texte: „Libération“ aus Paris dokumentierte auf Wunsch Jacques Derridas den gemeinsam mit Habermas verfassten Text, in der italienischen „Repubblica“ äußerte sich Umberto Eco, in der „Neuen Zürcher Zeitung“ Adolf Muschg, in „El País“ aus Spanien Fernando Savater, Gianni Vattimo in Italiens „La Stampa“ und als direkte Antwort auf Habermas Richard Rorty in der „Süddeutschen Zeitung“.

Der Beitrag von Jürgen Habermas und Jacques Derrida wurde von der FAZ unter dem Titel „Nach dem Krieg: Die Wiedergeburt Europas“ veröffentlicht. In der angegebenen Quelle findet sich der wortgleiche Aufsatz unter dem Titel „Der 15. Februar – oder: Was die Europäer verbindet“, S.43-51.

sein Interesse an europäischer Identität speist. Wir werden sehen, dass sich aus den theoretischen Überlegungen auch eine bestimmte Form der europäischen Identität bestimmen lässt und bestimmte Erwartungen, ja sogar Hoffnungen begründen lassen.

2.2 Identität – individuell und kollektiv

Bereits 1974 hielt Habermas einen Vortrag mit dem Titel „Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?“ (Habermas 1976, S. 92-126). An dieser Fragestellung sind zwei Aspekte interessant.

- (1) Inwieweit ist die Frage für moderne Gesellschaften überhaupt richtig gestellt?
- (2) Welcher normative Gehalt steckt hinter einer „vernünftigen Identität“? Inwiefern ist sie vernünftig, wofür ist sie notwendig und warum wird sie gewollt?

ad (1)

Inwieweit moderne Gesellschaft und Identität überhaupt zusammen gedacht werden können, hängt davon ab, wie die Integration moderner Gesellschaften begriffen wird. Machen wir uns dabei die Unterscheidung zwischen Sozialintegration („social integration“) und Systemintegration („system integration“) wie sie David Lockwood (1964) getroffen hat, zu Nutze. Sozialintegration meint die Beziehungen zwischen Individuen oder kollektiven Akteuren, Systemintegration die Beziehungen zwischen Teilen einer Gesellschaft oder zwischen sozialen Systemen.

Die moderne Gesellschaft als systemisch differenziert zu betrachten hat sich mittlerweile auch außerhalb der Systemtheorie, wie sie Luhmann (1984) vorgelegt hat, durchgesetzt. Nicht unwidersprochen bleibt allerdings die Stellung, die Luhmann dem handelnden Subjekt einräumt: als Umwelt der sozialen Systeme (Habermas 1976, S. 112ff.). Die gesellschaftliche Integration könne dann nur mehr auf der Ebene der Systemintegration zustande kommen und nicht auf der Ebene der Sozialintegration, kollektive Identität wäre weder möglich noch nötig. Die „über symbolische Deutungs- und Wertsysteme erzeugte Intersubjektivität des Erkennens, Erlebens und Handelns in einer sozialen Lebenswelt“ (Habermas 1976, S. 112) habe eine zu geringe Steuerungskapazität, um hochdifferenzierte Teilsysteme aufeinander abzustimmen. Habermas verwehrt sich dagegen, die Idee der normativen Integration der Gesellschaft zugunsten einer rational-systemischen Integration aufzugeben. Allerdings fehlen ihm überzeugende theoretische

Argumente, seine Argumentation bleibt normativ. Die Erhaltung eines Gesellschaftssystems sei nicht möglich, wenn nicht die Erhaltungsbedingungen der Systemmitglieder erfüllt würden (Habermas 1976, S.114). Das mag zutreffen – aber worum es Habermas tatsächlich geht, sind nicht bloß „Erhaltungsbedingungen“ sondern die Bedürfnisse und Entfaltungspotentiale des Subjekts. „Gelungene Ich-Identität“ (Habermas 1976, S. 93ff.), ganz im Sinne des Hinaufsteigens der Stufen moralischen Bewusstseins nach Kohlberg (Habermas 1976, S. 117ff.) könne sich nur in der wechselseitigen Verschränkung von Ich-Identität und Gruppenidentität ausbilden. In der Luhmannschen Systemtheorie, die meint, „dass die gesellschaftliche Evolution über eine Lage hinausgeführt hat, in der es sinnvoll war, soziale Beziehungen auf den Menschen zu beziehen“ (Luhmann 1972, zit. nach Habermas 1976, S. 113), kann die positive Entwicklung des Individuums nicht mehr sinnvoll auf die positive Entwicklung der Gesellschaft bezogen werden. In den Ausführungen von Habermas wird deutlich, dass Habermas die Gesellschaft als Gesellschaft der Individuen begreift. Nicht in dem Sinn, dass er die Gesellschaft als Summe der Individuen denken würde, eher im Sinne eines „Besitzanspruches“ der Individuen auf „ihre Gesellschaft“, den er mit einem Gestaltungsanspruch verbindet.

Eine überzeugende Kritik der Luhmannschen Systemtheorie aus erkenntnistheoretischer Sicht findet sich schließlich bei Günter Dux: „Die Gesellschaft konstituiert sich durch die Handlungen und Interaktionen derer, die ihr angehören. Es macht deshalb keinen Sinn zu fragen, wer Subjekt dieses demiurgischen Prozesses ist, die Gesellschaft oder der einzelne. Einzig das handelnde Subjekt vermag realiter zu handeln. Nur sind die Subjekte selbst gesellschaftlich verfasst. Verortet sind sie an der Grenze der Gesellschaft“ (Dux 2004, S. 238). Dux (2004, S. 277ff.) legt am Beispiel des Rechtssystems dar, warum auch die Systemtheorie nicht auf das handelnde Subjekt verzichten kann. Wenn nämlich für die Teilsysteme der Gesellschaft gilt, dass sie operativ geschlossen, informationell jedoch offen sind, stellt sich die Frage wie sich diese informationelle Offenheit realisieren lässt. Die einzelnen Funktionssysteme operieren nach ihrem je eigenen Code der Wahrnehmung. Im Code eines Systems kann der Code anderer Systeme nicht zugänglich sein. Gerade am Rechtssystem, das etwa auch dem ökonomischen System ein Wirtschaftsrecht zur Verfügung stellen muss, wird aber deutlich, dass Systeme einen Zugang zu den anderen Teilsystemen haben müssen. Diese Integrationsleistung der Teilsysteme zu einem gesamtgesellschaftlichen System können einzig und allein die

Subjekte vollbringen. „Das systemtheoretische Kernproblem, für Teilsysteme eine theoretische Lösung zu finden, die zeigt, wie sie mit anderen zur Einheit der Gesellschaft verbunden werden können, lässt sich nur lösen, wenn man diejenigen Akteure ins Spiel bringt, die einzig über die Grenzen der Teilsysteme hinweg zu verstehen und über die Grenzen hinweg zu kommunizieren vermögen: die Subjekte. Subjekte sind jedoch in der Systemtheorie_(LU) eliminiert“ (Dux 2004, S. 278).

ad (2)

Habermas geht davon aus, dass sich die Identität des Ich nur an einer übergreifenden Identität einer Gruppe ausbilden kann (Habermas 1976, S.93ff.). Er hat eine genaue Vorstellung davon, was als gelungene Ich-Identität gelten soll: „nur eine universalistische Moral, die allgemeine Normen (und verallgemeinerungsfähige Interessen) als vernünftig auszeichnet, kann mit guten Gründen verteidigt werden; und nur ein Begriff einer Ich-Identität, die zugleich Freiheit und Individuierung des Einzelnen im Rollensystem sichert, kann heute eine zustimmungsfähige Orientierung für Bildungsprozesse angeben“ (Habermas 1976, S. 96). Habermas verweist damit auf das post-konventionelle Niveau der Entwicklung des moralischen Bewusstseins nach Kohlberg (1971).⁷ Er betont die Bedeutung einer universalen Sprachethik, die es erst ermöglicht, dass „auch die Bedürfnisinterpretationen selber, also das, was jeder Einzelne als seine ‚wahren‘ Interessen verstehen und vertreten zu sollen glaubt, Gegenstand des praktischen Diskurses werden“ (Habermas 1976, S. 84).

Wie müsste eine kollektive Identität beschaffen sein, an der sich eine solche Ich-Identität bilden kann? Die erste Antwort von Habermas ist, dass es die nationalstaatlich verfasste Identität nicht länger sein kann. Zum einen weisen die Teilsysteme Wirtschaft, Technik und Wissenschaft über nationalstaatliche Grenzen hinaus in Richtung einer Weltgesellschaft. Der Nationalstaat kann dafür keine normative, symbolische Integration zu Stande bringen. Zum anderen steht die universalistische Orientierung einer post-konventionellen Ich-Identität im Widerspruch zu partikularer Abgrenzung der Mitgliedschaft und des Territoriums. Eine neue kollektive Identität kann sich weder auf

⁷ Habermas setzt sich auch mit den unteren, grundlegenden Stufen des moralischen Bewusstseins nach Kohlberg auseinander; in unserem Zusammenhang ist jedoch nur die post-konventionelle Stufe interessant, weil daran die Anforderungen einer neuen, kollektiven Identität bemessen werden. Habermas nimmt auf dem post-konventionellen Niveau eine Differenzierung vor, die Kohlberg nicht kennt: Er unterscheidet die Orientierung an universalistischen Pflichten (Kohlbergs Stufe 6 „conscience orientation“) von der noch höheren Stufe der „universalistischen Bedürfnisinterpretation“, der er als philosophische Rekonstruktion die universale Sprachethik zuordnet (vgl. dazu Habermas 1976, S. 74ff., Habermas 1992b, S.49ff.)

traditionelle Zugehörigkeiten auf den Einschluss einiger und den Ausschluss anderer gründen. „Auch die kollektive Identität ist heute nur noch in reflexiver Gestalt denkbar, nämlich so, dass sie im Bewußtsein allgemeiner und gleicher Chancen der Teilnahme an solchen Kommunikationsprozessen begründet ist, in denen Identitätsbildung als kontinuierlicher Lernprozess stattfindet“ (Habermas 1976, S. 116). Das heißt diese Form der kollektiven Identität gründet im Wesentlichen auf der Einsicht, dass Identitäten konstruiert sind (vgl. dazu Exkurs I). Die Konstruiertheit von Identitäten soll reflektiert und bewusst gehalten werden. Die Beteiligung an den Prozessen der Konstruktion soll möglich sein. Die kollektive Identität ist nur durch die formalen Bedingungen ihres Zustandekommens bestimmt. Sie tritt Individuen nicht wie Identitäten, die auf Tradition oder Religion gründen, als Objekt gegenüber, „vielmehr beteiligen sich die Individuen selbst an dem Bildungs- und Willensbildungsprozess einer gemeinsam erst zu entwerfenden Identität“ (Habermas 1976, S. 107). Die kollektive Identität schuldet ihre Vernünftigkeit diesem Verfahren der Konstruktion. Das heißt nicht, dass eine solche Identität keine Inhalte mehr bräuchte. Sie braucht jedoch keine fixen Inhalte mehr, sie bleibt revisionsfähig. Inhalte können nicht autoritär oder administrativ gesetzt werden, sondern nur in wert- und normbildender Kommunikation legitimiert werden. Die Inhalte können sich nicht retrospektiv an tradierten Werten ausrichten. Sie können aber auch nicht ausschließlich prospektiv sein, blieben sie dann doch reines, steriles Projekt. Habermas spricht von „zukunftsorientierter Erinnerung“: Eine neue kollektive Identität würde sich bilden als eine „Identität einer Gemeinschaft derer, die ihr identitätsbezogenes Wissen über konkurrierende Identitätsprojektionen, also: in kritischer Erinnerung der Tradition oder angeregt durch Wissenschaft, Philosophie und Kunst diskursiv und experimentell ausbilden. Unterdessen würde es die zeitliche Struktur einer zukunftsorientierten Erinnerung erlauben, universalistische Ich-Strukturen über die Parteinahme für jeweils besondere Interpretationsrichtungen auszubilden; denn jede Position kann mit den übrigen Positionen, denen sie *in der Gegenwart* gegenübersteht, gerade in der Parteilichkeit für ein *künftig* zu realisierendes Allgemeines übereinkommen“ (Habermas 1976, S. 121, Hervorhebungen im Original).

2.3 Nationalstaat und Demokratie

Es waren die Grenzen des Nationalstaats, in denen sich Demokratie, im Sinne einer „auf sich selbst einwirkenden Gesellschaft“ (Habermas 1998, S. 93), zu entfalten vermochte. All das, was unter dem Schlagwort Globalisierung verhandelt wird, überschreitet diese Grenzen: ökonomische Verflechtungen, internationale Organisationen, Transaktions- und Telekommunikationsnetzwerke, die Komprimierung von Raum und Zeit (Harvey 1989). Ob nun einzelne Aspekte tatsächlich als global oder als regional, als international oder als transnational zu verstehen sind, ist hier nicht die entscheidende Frage. Nationalstaatlich verfasst sind diese Phänomene jedenfalls nicht. Zum einen geraten die Nationalstaaten durch tatsächlich gesteigerte Kapitalmobilität und durch die bloße Androhung der möglichen Kapitalabwanderung unter fiskalischen Druck. Zum anderen besteht durch globale Interdependenzen immer seltener eine Kongruenz von Beteiligten und Betroffenen (Held 1991, S. 201ff.), obwohl die Souveränität des Nationalstaats formal intakt bleibt. Die demokratische Beteiligung ist nationalstaatlich organisiert. Betroffen sind die Bürger des Nationalstaats jedoch von Entscheidungen, die sie nicht getroffen haben und gesellschaftlichen Entwicklungen, die nicht auf dem Territorium des Nationalstaats ihren Ausgangspunkt nehmen. Freilich sind auf regionaler, internationaler und globaler Ebene Institutionen entstanden, die versuchen, den Verlust an nationaler Handlungsfähigkeit auszugleichen. Internationale Formen der politischen Kooperation entbehren jedoch der Legitimation, wie sie das nationalstaatlich institutionalisierte demokratische Verfahren schafft.

Habermas fragt, worin eine politische Antwort auf diese postnationale Konstellation bestehen könnte. Kann es eine erneute politische „Schließung“ der globalen, ökonomisch dominierten Gesellschaft geben? Vergegenwärtigen wir uns nochmals unter welchen Bedingungen eine Demokratisierung im Rahmen des Nationalstaats möglich war. „Jede ‚Selbsteinwirkung‘ der Gesellschaft setzt ein wohlbestimmtes ‚Selbst‘ – als Bezugsgröße der Einwirkung – voraus“ (Habermas 1998, S. 98). Im Territorialstaat wird die soziale Abgrenzung einer politischen Gemeinschaft mit der territorialen Begrenzung eines staatlich kontrollierten Gebietes kombiniert. „In den Grenzen des Territorialstaats konstituiert sich einerseits das Staatsvolk als potentielles Subjekt einer Selbstgesetzgebung demokratisch vereinigter Bürger, andererseits die Gesellschaft als potentielles Objekt ihrer Einwirkung (Habermas 1998, S. 99). Hervorzuheben ist, dass Habermas hier von einer Potentialität, einer Möglichkeit spricht. Demokratische

Selbstbestimmung kann sich erst entwickeln, wenn sich das Staatsvolk als eine Gemeinschaft von Bürgern begreift. Das erfordert eine kulturelle Integration, mit anderen Worten eine kollektive Identität, die sich historisch entlang der Idee der Nation ausgebildet hat. Das nationale Bewusstsein ist das „kulturelle Substrat“ (Habermas 1998, S. 100) einer staatsbürgerlichen Solidarität unter eigentlich einander fremden Individuen, die sich als Teil der imaginären Einheit der Nation begreifen. Globalisierung besagt nichts über die Legitimität des demokratischen Prozesses als solchem, stellt aber eine Gefahr für die nationalstaatliche Form seiner Institutionalisierung dar.

Ist Demokratie an den Nationalstaat, an das kulturelle Substrat der Nation gebunden? Habermas argumentiert, dass im Nationalstaat der Nationalismus zum Vehikel des Republikanismus wurde (Habermas 1992a, S. 637). Eine historische Beziehung zwischen Demokratisierung und nationaler Identität hat sehr wohl bestanden, denklogisch notwendig ist sie jedoch nicht. „Denn ein vorgängiger, durch kulturelle Homogenität gesicherter Hintergrundkonsens wird als zeitweilige, katalysatorische Bestandsvoraussetzung der Demokratie im dem Maße überflüssig, wie die öffentliche, diskursiv strukturierte Meinungs- und Willensbildung eine vernünftige politische Verständigung auch unter Fremden möglich macht“ (Habermas 1998, S. 113). Der demokratische Prozess selbst ist es, der dank seiner Verfahrenseigenschaften für Legitimität bürgt. Trotzdem hält Habermas daran fest, dass eine normative Integration der Gesellschaft, also das Verständnis eine politische Gemeinschaft zu bilden, eine Voraussetzung des demokratischen Prozesses der Selbstgesetzgebung bleibt. Es gilt die allgemeine politische Kultur von ihrer historischen Verflechtung mit der nationalen Kultur zu lösen. Die Solidarität der Staatsbürger soll sich aus einem abstrakteren „Verfassungspatriotismus“ speisen (Habermas 1998, S. 114ff.). Demokratie ist nicht auf eine vorpolitische Schicksalsgemeinschaft angewiesen, die Schicksalsgemeinschaft selbst kann sich politisch formieren. Das heißt nicht, kulturell definierte kollektive Identitäten müssten verschwinden. Im Gegenteil, das Zusammenleben verschiedener kultureller Orientierungen in einem politischen Gemeinwesen verlangt eine Politik der Anerkennung (vgl. dazu grundlegend Taylor 1992) und eine Art „multikulturelle Staatsbürgerschaft“ (vgl. dazu grundlegend Kymlicka 1995). Die Grundlage des politischen Gemeinwesens bildet nicht die kulturelle Gleichheit sondern das von verschiedenen kulturellen Gruppierungen geteilte Bekenntnis zum demokratischen Verfahren. Der demokratische Prozess kann sich nur durch seine Ergebnisse dauerhaft stabilisieren, solange sie

anerkannten Maßstäben sozialer Gerechtigkeit genügen. Aus der „Dialektik von rechtlicher Gleichheit und faktischer Ungleichheit“ begründet sich die Notwendigkeit des Sozialstaats (Habermas, 1992a mit Verweis auf Alexy 1986)

2.4 Postnationale Demokratie und europäische Identität

Habermas diskutiert das Projekt der europäischen Integration als eine Möglichkeit der postnationalen Demokratie und der politischen Schließung in erweiterten Horizonten⁸, die den „davongelaufenen Märkten ‚nachwachsen‘ kann“ (Habermas 1998, S. 96). Obgleich dem ökonomischen System eine Eigendynamik nicht abgesprochen werden kann, sind die Märkte nicht nur von alleine „davon gelaufen“. Die europäischen Institutionen haben, zumindest bis in die 1990er Jahre, eine Politik der „negativen Integration“ (Scharpf 1996) gefördert. Gefördert hat hier eine doppelten Bedeutungsbezug. In Institutionen treffen Interessenslagen und normative Überzeugungen vertretener Akteure aufeinander. Eine negative Integration, die im Wesentlichen darin besteht, etwas zu unterlassen (konkret im Sinne eines freien Marktes nicht zu regulieren bzw. zu deregulieren), kann einerseits von den Akteuren betrieben werden - Das war im Prozess der europäischen Integration bislang sicher der Fall. Andererseits können Institutionen so beschaffen sein, dass sie eine negative Integration wahrscheinlich machen. Die europäischen Institutionen, insbesondere der Europäische Rat und der Rat der Europäischen Union („Ministerrat“) als (noch immer) wichtigste gesetzstiftende Organe, sind durch ihre Zusammensetzung darauf ausgerichtet, nationale Interessen aufeinander abzustimmen. Ihr intergouvermentaler Entscheidungsmodus, in dem verschiedene nationale Interessen aufeinander treffen, schürt das Misstrauen, von den anderen „über den Tisch gezogen zu werden“. Eine positive Integration, die marktkorrigierend und umverteilend gestaltet, kann nur im Bewusstsein einer gemeinsamen Mitgliedschaft, das gegenseitiges Vertrauen stiftet, betrieben werden. Die wirtschaftliche Einigung Europas konnte als elitäres Projekt durchgeführt werden, eben weil sie sich auf die Fahnen geschrieben hatte, dass von ihren Ergebnissen alle profitieren würden. Wer tatsächlich zu „allen“ gehört – alle

⁸ Mit „erweiterten Horizonten“ wird an dieser Stelle nur angedeutet, dass Habermas weder dem protektionistischen Affekt („Politik des Einigeln“) noch dem libertären Affekt (Bejubeln individualistischer Emanzipation aus kollektiven Zwängen) das Wort reden möchte. Eine Schließung in erweiterten Horizonten ist eine Reorganisation der Lebenswelt mit gesteigerten Spielräumen der individuellen und kollektiven Gestaltung (vgl. dazu Habermas 1992a, S. 122ff).

Nationalstaaten, alle nationalen Eliten oder alle Bürger der Nationalstaaten - lasse ich an dieser Stelle offen. Fakt ist, eine gestaltende europäische Sozial- und Wirtschaftspolitik ließe transparent werden, dass Kosten und Nutzen jeweils einzelner Politiken jeweils ungleich verteilt sind. Eine Legitimation kann dann nicht mehr über die Ergebnisse beschafft werden, das deuten bereits heute Konflikte zwischen Nettozahlern und Nettoempfängern an. Die Legitimation dafür können einzig demokratische Verfahren der Beschlussfassung leisten, wie sie bislang nur nationalstaatlich institutionalisiert sind. „Eine Verlagerung der Legitimation von der Seite der Ergebnisse auf die Seite der Mitgestaltung von politischen Programmen, von denen Bürger aller Mitgliedsstaaten gleichermaßen, wenn auch nicht in derselben Weise betroffen sind, wird aber ohne das Bewusstsein, über nationale Grenzen hinweg demselben politischen Gemeinwesen anzugehören, nicht möglich sein“ (Habermas 2004, S. 71).

Der Versuch, der Europäischen Union eine Verfassung zu geben, weist in die Richtung, ein europäisches politisches Gemeinwesen zu etablieren. Warum ist er gescheitert? - Dazu hier nur einige knappe Bemerkungen: Im Vertrag über eine Verfassung für Europa, Art I-1 heißt es: „Geleitet von dem Willen der Bürgerinnen und Bürger und den Staaten Europas, ihre Zukunft gemeinsam zu gestalten (...)“ (Europäische Union 2005, S. 17). Der Verfassungskonvent war ein Elitendiskurs, dem es nicht gelang, in der breiten politischen Öffentlichkeit eine klärende Diskussion über Ziele und Prinzipien der Union zu initiieren. Eine von der Europäischen Kommission im März und April 2003, also kurz vor Abschluss der Beratungen des Konvents, durchgeführte Meinungsumfrage unter mehr als 16.000 Bürgern ergab, dass mehr als der Hälfte der Befragten (57%) überhaupt nicht bekannt war, dass der Konvent an einem Verfassungsentwurf für Europa arbeitet. Zusätzlich entstand für die Minderheit, die genauer informiert war, der Eindruck, wichtige Fragen, etwa nach dem Ziel der europäischen Integration (Finalität), würden aus Angst vor konfligierenden Positionen, etwa zwischen Integrationisten und Intergouvernementalisten gar nicht oder zumindest nicht öffentlich angegangen. Ein verfassungsgebender Prozess, dessen Ergebnis die Bürger letztendlich doch befürworten sollen, vermindert seine Chancen auf Zustimmung, wenn die Bürgerinnen und Bürger nicht beteiligt sind. Was die Bürger schlussendlich dazu gebracht hat, „non“ bzw. „nee“ zu sagen, mag auch andere Gründe gehabt haben. Damit bin ich hier nicht befasst. Viel wichtiger ist es im Zusammenhang dieser Arbeit festzustellen, was die Ablehnung der Verfassung definitiv nicht bedeutet. Auf den ersten Blick scheint das Scheitern des

Verfassungsprozesses, die „no demos thesis“ zu bestätigen: Europa kann sich keine Verfassung geben, weil das verfassungsgebende „Subjekt“ fehlt.⁹ Ein europäisches politisches Gemeinwesen mit eigener Identität ist unmöglich, weil es kein europäisches Volk gibt. Die These ist, nur eine durch gemeinsame Sprache, Tradition und Geschichte verbundene Nation biete die notwendige Grundlage für eine politische Gemeinschaft. Vertreter dieser Argumentation mögen sich durch die europäische Geschichte bestätigt wähnen. Genauer betrachtet bot der Nationalstaat zwar die hinreichenden Bedingungen der Möglichkeit einer Demokratisierung, jedoch ist die Nation keine notwendige Bedingung der Möglichkeit demokratischer Verfassung (Habermas 2004, S. 76ff.). Die Argumentation sitzt einem essentialistischen Verständnis von Nation auf. Die Nation erscheint als ein naturwüchsig gegebenes, immer schon bestehendes Kollektiv mit a-historischen kollektiven Wesenszügen und einander gleichenden Individuen. Verkannt wird, dass es der nationalistische Diskurs ist, der die Eigenschaften als naturwüchsig konstruiert (vgl. dazu Exkurs I). Eine Vertiefung der europäischen Integration verlangt keineswegs die kulturelle Homogenisierung Europas. Aber sie verlangt die Sozialisation aller Europäerinnen und Europäer in einer gemeinsamen politischen Kultur (Habermas 1992a, S. 643ff.). Dieselben Rechtsprinzipien sollten gerade aus verschiedenen nationalen Überlieferungen interpretiert werden. Das dann tatsächlich etwas geteilt wird, kann aber nur bewusst werden, wenn die Aneignung der eigenen Tradition reflexiv erfolgt. Das setzt voraus, die eigene Tradition als eine Konstruktion unter anderen zu begreifen und Wissen über andere nationale Traditionen verfügbar zu halten. „Die eigene Tradition muss jeweils aus einer an den Perspektiven der anderen relativierten Sicht so angeeignet werden, dass sie in eine übernational geteilte westeuropäische Verfassungskultur eingebracht werden kann“ (Habermas 1992a, S. 643). Diese europäische Bürgerschaft würde sich nicht partikularistisch abschließen, sie ist universalistisch ausgerichtet. Keine besondere ethnisch-kulturelle Lebensform wird privilegiert. Die Bürgerschaft ist prinzipiell offen, aber doch nicht ohne Anforderungen. Sie fordert das Bekenntnis zu einer demokratischen politischen Kultur. Demnach wird von Migrantinnen und Migranten lediglich eine politische Akkulturation (Habermas 1992a, S. 659) gefordert – Nicht die kulturelle Lebensform ihrer Herkunft aufzugeben, sondern sich auf die politische Kultur ihrer neuen Heimat einzulassen ist gefordert.

⁹ Schließlich wurde als Reaktion auf das Scheitern der Verfassung der Inhalt der Verfassung wieder in die Form überführt, in der Nationalstaaten miteinander Vereinbarungen schließen, die des Vertrages.

Eine gemeinsame europäische politische Kultur kann sich nur diskursiv bilden, d. h. in einem Zusammenspiel aus institutionalisierter Meinungs- und Willensbildung einerseits und informellen politischen Kommunikationen andererseits. Allerdings ist die politische Öffentlichkeit bislang weitgehend nationalstaatlich institutionalisiert und die politischen Kommunikationen weitgehend nationalstaatlich fragmentiert geblieben. Darin liegt viel eher ein Grund für das Scheitern des verfassungsgebenden Prozesses als in der Argumentation, es gäbe eben kein europäisches Volk. „Die Frage ist deshalb nicht, ob es eine europäische Identität ‚gibt‘, sondern ob die nationalen Arenen füreinander so geöffnet werden könne, dass sich über nationale Grenzen hinweg die Eigendynamik einer gemeinsamen politischen Meinungs- und Willensbildung über europäische Themen entfalten kann“ (Habermas 2004, S. 81). Die Nation ist ein Konstrukt. Sie wurde konstruiert, wenngleich das den Bürgerinnen und Bürgern selbst nicht bewusst war. Die Frage, ob es eine europäische Identität gibt, ist deshalb falsch gestellt, weil die Antwort dann nur lauten kann „Es gibt sie“ oder „Es gibt sie nicht“. Wenn man so fragt, sitzt man gedanklich der vermeintlichen Naturwüchsigkeit der Nation auf. Man sucht „feste Dinge“ in einer sozialen Welt ohne Geschichte und gesellschaftlicher Dynamik. Gefragt werden muss nach den Bedingung der Möglichkeit transnationaler Identitätskonstruktion. Habermas sieht sie zuallererst in der weiteren transnationalen Öffnung und Verschränkung politischer Diskurse, „einem transnationalen öffentlichen Raum“ (Habermas 2004, S. 82).

2.5 Zum Theorieverständnis von Habermas

Die Theoriebildung von Habermas folgt einem sozialevolutiven Modell. Sichtlich propagiert sie kein „Ende der Geschichte“ (Gehlen 1988 [orig. 1961]). Habermas bleibt dem Projekt der Moderne, dem gesellschaftlichen Fortschritt, verbunden. Die Moderne sei ein unvollendetes Projekt (Habermas 1994). Unvollendet kann er die Moderne nur nennen, weil er eine normative Theorie der gesellschaftlichen und individuellen Entwicklung entwirft. Gesellschaften wie Individuen können ihre „wahre“, vernünftige Identität verfehlen oder nicht erreichen (Habermas 1976, S. 92). Das Entwicklungspotential, das die Modernen für die in sich verschränkten kollektiven und individuellen Identitäten bietet, gründet in der in der Moderne möglich gewordenen Einsicht in die Konstruktivität menschlicher Daseinsformen. Was eine gelungene Ich-Identität und eine gelungene kollektive Identität auszeichnen soll, habe ich erörtert. Letztendlich ist ihr Inhalt eine normative Vorgabe, obwohl sie Habermas aus dem transzendental-pragmatischen Verfahren der Diskursethik rein formal begründet darzustellen sucht (vgl. dazu Kap. 4). Alle theoretischen Anstrengungen von Habermas können als Versuch verstanden werden, die grundlegende Bedeutung der praktischen, kommunikativen Vernunft für das Soziale auszuweisen. An diese Grundlegung knüpft sich die Fragstellung, unter welchen Bedingungen sich die Vernunft in modernen Gesellschaften Geltung verschaffen kann, in den faktischen Verhältnissen auch tatsächlich realisiert zu werden. In diesem Sinn ist die Habermasche Theoriebildung gleichsam normativ wie kritisch und emanzipatorisch angelegt. Ohne ihre kritische Absicht aufzugeben, bricht sie mit dem Pessimismus, in den die frühe Kritische Theorie mündete. Während Max Horkheimer und Theodor W. Adorno (1986 [orig. 1947]) noch anprangern, dass die Subjekte unter der instrumentellen Vernunft der Moderne verkümmern, hält Habermas die kommunikative Vernunft dagegen und macht sich Gedanken, wie in komplexen Gesellschaften universalistische Ich-Strukturen möglich sind. Das Festhalten am Projekt der Aufklärung und die Überzeugung die sozialwissenschaftliche Arbeit in dessen Dienst zu stellen, macht Habermas dann auch zu einem vehementen Kritiker postmoderner Ansätze. Zwischen dem wissenschaftstheoretischen Relativismus der Postmoderne und dem gesellschaftspolitischen Neoliberalismus ortet er einen unheilvollen argumentativen Konsens. In der postmodernen Theorie löst sich mit der Verflüssigung nationalstaatlich organisierter Gesellschaften die Möglichkeit von Politik, im Sinne der Möglichkeit

kollektiv bindender Entscheidungen, als solche auf. Auf dieses „Ende der Politik“ setzt auch der Neoliberalismus, der soviel wie nur irgend möglich, den Steuerungsfunktionen des Marktes überlassen möchte. „Aus verschiedenen Gründen kommen Postmoderne und Neoliberalismus in der Vision überein; dass sich die Lebenswelten von Individuen und kleinen Gruppen wie Monaden über weltweit ausgespannte und funktional koordinierte Netzwerke *verstreuen*, statt sich auf Pfaden der sozialen Integration in vielschichtigeren und größeren politischen Einheiten zu *überlappen*“ (Habermas 1998, S. 134, Hervorhebung im Original).

3 „Das Eigene“ und „das Andere“ - Partikularismus, Universalismus und Kosmopolitismus

Identität bezeichnet dem Wortsinn nach einen Zustand des „sich gleich seins“. Freilich fasst die etymologische Bedeutung des Begriffs das, wofür er in den Sozialwissenschaften stehen kann, nur unzureichend (vgl. dazu genauer Kap. 5.1). Und doch begleitet den Begriff Identität gerade in den Sozialwissenschaften eine Diskussion, die sich denklogisch aus dieser ursprünglichen Bedeutung heraus führen lässt. Wenn etwas mit sich gleich ist, dann ist es offensichtlich von etwas anderem zu unterscheiden. Es sei denn alles wäre gleich, dann aber hätte der Begriff Identität seine Aussagekraft verloren. Sozialwissenschaftlich gewendet heißt die Frage: Wenn sich eine Gruppierung von Individuen mit etwas bzw. als etwas identifiziert, werden dadurch notwendigerweise andere Individuen als „die Anderen“ konstituiert? In der Tat hält die Geschichte genügend Beispiele von kollektiven Identitäten bereit, die sich über eine Abgrenzung „des Eigenen“ von „dem Anderen“ definieren, am prominentesten wahrscheinlich die europäischen Nationalismen des 19. und 20. Jahrhunderts. Am Nationalismus lässt sich auch studieren, wie die Konstruktion „der Anderen“ mit deren Abwertung einhergeht. Damit ist die Frage aber nicht hinreichend geklärt, möge man auch noch so viele historische Beispiele anführen können. Die offene theoretische Frage ist, ob die Konstruktion „der Anderen“ eine Bedingung der Möglichkeit der Konstruktion von Identität darstellt. Kann kollektive Identität nur so konstruiert werden, oder geht es auch anders? In der Literatur der Postmoderne, die Differenz zu ihrem Leitbegriff erhoben hat, bedeutet Identität tatsächlich immer auch Differenz. Bauman (1992, 1998) etwa spricht von einem grundlegenden menschlichen Bedürfnis Fremde („strangers“) in Freunde („friends“) und Feinde („enemies“) zu unterteilen. Eine ähnliche Position finden wir in den „Cultural Studies“, die der Postmoderne nahe stehen: „(...) identities are constructed through, not outside, difference“, heißt es bei Hall (2000, S. 17). Mit Bezugnahme auf den französischen Poststrukturalismus, insbesondere auf die Werke Jacques Derridas und Jacques Lacans, wird argumentiert, dass „das Andere“ konstitutiv für jede Identität sei. Identität ist eng verbunden mit Exklusion und der Macht zu exkludieren. In den „Cultural Studies“ ist es die Macht von Diskursen, die auf die Individuen und ihre Körper zugreifen. Der Gedanke der Konstruktion von Identität durch Differenz findet sich aber auch in ganz anderen Denkschulen. Die kognitiv fundierte „Social Identity Theory“ thematisiert, wie sich Gruppenidentitäten in der Abgrenzung gegenüber „den Anderen“

formieren und stabilisieren (vgl. dazu genauer und mit umfassenden Literaturangaben Kap. 6.2). Die „Social Identity Theory“, auf die in vielen empirischen Arbeiten zu Identität und Exklusion Bezug genommen wird, prognostiziert, dass die eigene Gruppe im Vergleich zu „den Anderen“ positiver wahrgenommen wird („ingroup bias“). In der Wahrnehmung vergrößert sich der Unterschied zwischen „dem Eigenen“ und „dem Anderen“, im Vergleich zur aufgewerteten Ingroup erscheint die Outgroup abgewertet. Allerdings gibt es auch empirische Arbeiten, die Differenzierung und Identitätskonstruktion ohne negative Stereotypenbildung beobachten. In einem Review-Artikel berichten Hinkle & Brown (1990), dass von 14 Studien nur in neun eine positive Korrelation zwischen Identifikation mit der Ingroup und einem „ingroup bias“ der Wahrnehmung dokumentiert wird und gar nur in zwei Studien konsistente und robuste Ergebnisse dieser Art vorliegen. Auf diesen Artikel folgt eine rege Debatte in der Sozialpsychologie, mit deren Verlauf und inhaltlichen Details ich hier nicht befasst bin (zu einem Einstieg vgl. Brown 2000, Lalonde 2002, Turner 1999)). Mir geht es um einen generellen Befund:

Alle Theorien, die Identität zusammen mit Differenz denken, werfen die Frage auf, wie „die Anderen“ gesehen und wie sie bewertet werden. Gerade für eine europäische Identität des Verfassungspatriotismus wie sie Habermas entwirft, stellt sich die Frage nach „den Anderen“. Sie stellt sich in zweierlei Weise:

1. als Frage nach den Grenzen Europa.
2. als Frage nach dem Umgang mit Differenz in Europa und außerhalb Europas.

Spannen wir die Gedanken zunächst zwischen Partikularismus und Universalismus auf. Partikularistische Positionen betonen die Differenz zwischen Kollektiven und tendieren dazu Verschiedenheit positiv zu bewerten und für ein Recht auf Abgrenzung zu plädieren. Universalistisches Denken bezieht sich auf das Einheitliche, das Allgemeingültige und tendiert dazu das Recht auf Teilhabe zu fordern und Abgrenzungen als hinderliche, nicht begründbare Barrieren wahrzunehmen. Im demokratisierten Nationalstaat begegnen wir einer eigentümlichen Symbiose dieser Gegensätze. Nach innen ist er universalistisch, die Normen gelten für alle Bürgerinnen und Bürger. Nach außen ist er partikularistisch und betont die Unterschiede zu anderen Nationen. In der nationalen Identität finden wir genau das Ineinandergreifen von Identität und Differenz wie es so viele theoretische Konzeptionen von Identität beschreiben. Gleichheit nach innen heißt Verschiedenheit

nach außen. Demokratie als Prinzip und demokratische Verfahren, obwohl im Nationalstaat institutionalisiert, stehen „unter dem Vorbehalt des egalitären Universalismus“ (Habermas 1998, S. 128). Wie sollte begründet werden, wer von Demokratie ausgegrenzt werden darf? Noch deutlicher wird das am Beispiel der Menschenrechte, die bereits in ihrer Bezeichnung signalisieren, für alle gelten zu sollen. Wenn europäische Identität eine universalistische demokratische politische Kultur bedeutet, wie soll sich dann Europa abgrenzen? Hat Europa definitive Grenzen oder jeweils als historisch zu betrachtende Grenzziehungen? Kann es überhaupt eine universalistisch orientierte Identität geben, oder führt sie sich selbst sofort ad absurdum, schwimmt, weil sie sich nicht abgrenzen kann?

Universalistische Positionen werden oft positiv bewertet, eben weil sie gleiche Rechte und Teilhabe betonen. Davon soll man sich nicht blenden lassen. Hegemonie der kulturellen Mehrheit über die kulturellen Minderheiten ist damit nicht unverträglich. Gerade deshalb erklärt Habermas, dass es sich lediglich um eine geteilte europäische politische Kultur handeln soll, deren abstrakte Prinzipien gerade aus weiterhin bestehenden nationalen und regionalen Tradition und Perspektiven (also Kulturen im eigentlichen Sinn) angeeignet werden müssen – ja, nur so überhaupt in der Lebenswelt der Menschen verankert werden können. Habermas spricht von einem „differenzempfindlichen Universalismus“ (Habermas 1998, S. 128). Partikularistischen Positionen begegnen wir heute nur in zwei Spielarten. Huntington (1997) beschreibt das Weltgeschehen als einen „Kampf der Kulturen“. Er tut damit das, was die Social Identity Theory als kognitiven Prozess von Akteuren beschreibt, was eine sozialwissenschaftliche Theorie jedoch gerade zu vermeiden suchen sollten: Er negiert die Heterogenität innerhalb der Kulturen und ihre Austauschrelationen. Die zweite Spielart findet sich in postmodernen Ansätzen, die individueller und kollektiver Differenz große Aufmerksamkeit widmen. Sie tendieren dazu, Andersheit ohne ein verbindliches Gerüst an inhaltlichen oder prozeduralen Normen zu verabsolutieren. Verschiedene Perspektiven sind so grundlegend verschieden, dass sie unvergleichbar sind. Perspektivenwechsel und damit Verständigung sind prinzipiell unmöglich (Beck 2004, S. 86).

Beck setzt gegen das „Entweder-Oder“ von Universalismus und Partikularismus das „Sowohl-als-Auch“ des Kosmopolitismus, den er als „eine besondere Form des Umgangs mit kultureller Andersartigkeit“ (Beck & Grande 2004, S. 25) begreift. Kosmopolitismus ist sowohl durch die Anerkennung kultureller Andersartigkeit und die positive Bewertung

von Unterschieden als auch durch für alle verbindliche Basisnormen definiert. Wie das genau zu verstehen ist, bleibt auch bei Beck unklar. Ist man ihm freundlich gesinnt, könnte man meinen, darum gehe es Beck gar nicht. Er möchte lediglich feststellen, dass die gegenwärtige europäische Realität bereits eine kosmopolitische ist und die Zukunft nur im kosmopolitischen Bewusstsein gestaltet werden kann: Identität und Differenz sollen sich nicht ausschließen, sondern in einem produktiven Verhältnis gedacht werden. Das ist keine Feststellung sondern eine Aufgabe, Beck liefert kein Rezept sondern eine Perspektive für das Projekt Europa. So beendet er sein Buch, wie er selbst schreibt mit einer „Fragezeichenlawine“ (S. 391). „Wie viele Kosmopolitismen gibt es?“ (S. 386), fragt Beck und fragt damit nach dem spezifisch Europäischen und nach der Abgrenzung Europas. „Wenn die Verschränkung von Innen und Außen zur Norm wird, wie lässt sich dann das kosmopolitische Europa bestimmen, gegen wen oder was kann es seine Identität begründen? Oder ist diese Frage antiquiert, weil es der Identitätsbegriff und die Identitätsfrage sind, die die Denkfallen des Entweder-Oder immer wieder aufs Neue aufstellen und damit die Wirklichkeit des Sowohl-als-Auch-Europa verfehlen?“ (S. 390). Eine Frage möchte ich hinzufügen: Könnte das geteilte Bewusstsein, sich in diesen Dilemmata zu befinden, nicht auch Teil einer europäischen Identität sein?

In den letzten Jahren wird in der Europaforschung vermehrt von einem europäischen Kosmopolitismus oder von einem kosmopolitischen Europa gesprochen (vgl. dazu z.B. Delanty & Rumford 2005, Rumford 2005). Bei Archibugi, gemeinsam mit Held (Archibugi & Held 1995) einer der bedeutendsten Theoretiker einer „global democratic governance“, heißt es: „the first international model which begins to resemble the cosmopolitan model ist the European Union“ (Archibugi 1998, S. 219). Freilich besteht in der Literatur keine Einigkeit, was denn genau unter Kosmopolitismus zu verstehen ist und was nicht. „it can stand for inter alia: world citizenship, as embodied in the UN’s Universal Declaration of Human Rights; the advocacy of a more democratic world order of national states; an engagement and respect for the Other and acknowledgement of difference; the recognition of the multiplicity of identifications which characterize contemporary social life; or a rejection of narrow and exclusionary forms of nationalism, or all of these“ (Rumford 2005, S. 5). Bei Delanty steht „kosmopolitisch“ unter anderem für einen reflexiven Umgang mit tradierten Identitäten, die Anerkennung „des Anderen“ und eine weltoffenen Perspektive (S.75ff). Diese weltoffene Perspektive und die Notwendigkeit globaler Regulation meint auch Habermas, wenn er von der doppelten

Zielsetzung schreibt, „eine soziales Europa zu schaffen, das sein Gewicht in die kosmopolitische Waagschale wirft“ (Habermas 1998, S. 167). Habermas betont aber stärker als andere Autoren, die Problematik kosmopolitischer Loyalität. Aus universalistischer Perspektive betrachtet bilden „Staatsbürgerschaft und Weltbürgerschaft (...) ein Kontinuum, das sich immerhin schon in Umrissen abzeichnet“ (Habermas 1992a, S. 634). Andererseits warnt er davor, die politischen Möglichkeiten von Weltorganisationen zu überschätzen. Weltorganisationen fehlt aus strukturellen Gründen die Legitimationsbasis einer demokratischen Gemeinschaft, weil sie durch vollständige Inklusion gekennzeichnet sind – sie können niemanden ausschließen. „Eine politische Gemeinschaft muss mindestens dann, wenn sie sich als demokratische versteht, Mitglieder von Nicht-Mitgliedern unterscheiden können“ (Habermas 1998, S. 161). Demokratisch vereinigte Bürger begreifen sich als prinzipiell freiwillige Mitglieder einer besonderen politischen Gemeinschaft. Selbst wenn sich eine politische Gemeinschaft nach universalistischen Prinzipien ausrichtet, bildet sie ihr ethisch-politisches Selbstverständnis in der Weise aus, dass sie allgemeine Prinzipien im Lichte ihrer Geschichte und im Kontext ihrer Lebenswelt auslegt und interpretiert. Mit anderen Worten, sie bildet eine kollektive Identität aus. In dieser kollektiven Identität wurzelt die staatsbürgerliche Solidarität. Die weltbürgerliche Solidarität, die sich auf den in den Menschenrechten ausgedrückten moralischen Universalismus allein stützen muss, ist folgt man Habermas weitaus weniger stark. Während Beck daran zweifelt, ob die Identitätsfrage uns nicht den Blick verstellt, rückt sie Habermas wieder ins Zentrum.

4 Die Kritik von Dux

4.1 Was, wenn Habermas sich fundamental irrt?

Zuvor habe ich Argumente von Dux verwendet, um Habermas gegen Luhmann zu Hilfe zu kommen (vgl. Kap. 2.2). Das fügte sich flüssig in den Lauf des Textes. Wenn wir den Text als Reise betrachten wird es jetzt „holprig und unbequem“. Das wird jemanden wie mich, der gerade dabei war, sich im zugegeben sympathischen Theoriegebäude von Habermas einzurichten, vor den Kopf stoßen und nötigen lieb gewonnen Einsichten in Zweifel zu ziehen. Sind manche Überlegungen von Habermas keine Einsichten, sondern falsche Ansichten? Dazu kann ich aber nur Anregungen geben. Manches Argument wird man hier ohne die detaillierte Argumentationskette, die es erst vollständig plausibel macht, lesen müssen. Dafür wären theoretische Vorüberlegungen darzustellen und eine Menge an Begriffen zu präzisieren. Die Kritik von Dux soll klar werden; für tieferes Verständnis und nötiges Vorverständnis werde ich auf Literatur verweisen.

Betrachten wir den Titel, den ich diesem Kapitel gegeben habe: „Was, wenn Habermas sich fundamental irrt?“ „Fundamental“ bezieht sich auf etwas Grundlegendes in der Theorie von Habermas. Dux (2000) macht deutlich, dass im modernen wissenschaftlichen Verständnis für soziokulturelle Lebensformen nichts Grundlegendes angenommen werden kann, aus dem heraus sich schon die Erklärung der vorgefundenen soziokulturellen Lebensformen gewinnen lassen könnte. Das soll nicht falsch verstanden werden. Es geht darum, zu zeigen, wie soziokulturelle Lebensformen, im Anschluss an eine evolutive Naturgeschichte entstanden sind. Die Möglichkeit der Ausbildung aller Praxisformen des Menschen steht unter den Bedingungen der naturalen Verfassung des menschlichen Organismus. Die Praxisformen selbst sind aber konstruktive, vom Menschen selbst geschaffene Praxisformen. Eine der bedeutsamsten Praxisformen ist die Sprache. So weit würde Habermas wohl kaum widersprechen, der über Sprache vermittelte Aufbau des Sozialen ist ein Kerngedanke der Theorie kommunikativen Handelns. Wo sich Dux und Habermas scheiden, ließe sich in den Fachtermini der Sprechakttheorie kurz so bestimmen: Habermas argumentiert, dass der illokutionäre Sprechakt in seiner Struktur auf selbstgenügsame Verständigung angelegt sei und zudem den Grundmodus der Sprache darstelle (Habermas 1988, Bd. I, S. 386ff.). Dux hält dem entgegen, dass Habermas zum einen den illokutionären Sprechakt der Bedeutung, den ihm die Sprechakttheorie zu Recht gegeben hat, nämlich zu handeln indem man etwas

sagt, entsetzt. Zum anderen gebe es zwar diese verständigungsorientierte Form des kommunikativen Handelns, es sei aber historisch-genetisch nicht auszumachen, warum gerade diese Form der Verständigung als Grundmodus der Sprache verstanden werden sollte (Dux 2004, S. 225ff.).

Wenn wir die Sprechakttheorie beiseite schieben, lassen sich die Argumente zwar nicht mehr so treffsicher, dafür aber etwas verständlicher formulieren. Habermas sagt selbst: „Verständigung wohnt als Telos der menschlichen Sprache inne“ (Habermas 1988, S. 387). Verständigung meint hier weit mehr als das Verstehen von Bedeutungen und verweist auf einen diskursiven Prozess der „Einigung unter sprach- und handlungsfähigen Subjekten“ (Habermas 1988, S. 386). Verständigung führt zu einem Einverständnis im emphatischen Sinn, dafür so Habermas sei die Sprache da. Habermas ist nicht blind: Er grenzt verständigungsorientiertes Handeln, und nur das meint er mit kommunikativem Handeln, gegenüber erfolgsorientiertem Handeln ab (Habermas 1988, Bd. I, S. 369ff.). Sichtlich ist er bemüht, der Betonung der Zweckrationalität, wie wir seit Weber in der soziologischen Handlungstheorie finden, ein Moment kommunikativer Rationalität gegenüber zu stellen. Auch gesellschaftstheoretisch kennt Habermas sowohl die kommunikativ verfassten Strukturen der Lebenswelt als auch die systemische Verfassung der Makrostrukturen moderner Gesellschaften (Habermas 1988, Bd. II, S. 171ff.). Trotzdem hält Habermas am Vorrang des kommunikativen Handelns fest. Die Begründung verortet er in der Struktur der Sprache, die jegliche Sozietät auf Verständigung festlegt. Letztendlich leitet Habermas daraus seine Theorie der deliberativen Demokratie (Habermas 1992a, insb. S. 349ff.) und seine Diskursethik (Habermas 1983, S. 53ff., Habermas 1992b) ab.

Die Diskursethik wie sie von Habermas gemeinsam mit Apel (1976) entwickelt wurde, bricht mit der Ableitung moralischer Prinzipien aus einer absoluten Vernunft oder einer subjektiv dem Menschen schon eingelagerten Vernunft.¹⁰ Normative Inhalte lassen sich mit der Diskursethik nicht vorgeben. Die Diskursethik beruht auf dem sparsamen Grundsatz, „dass nur die Normen Geltung beanspruchen dürfen, die die Zustimmung aller Betroffenen als Teilnehmer eines praktischen Diskurses finden (oder finden könnten“ (Habermas 1983, S.103). Da die Struktur der Sprache auf Verständigung angelegt ist, ist

¹⁰ Habermas will sich von Apel darin unterscheiden wissen, dass er den Letztbegründungsanspruch der Transzendentalpragmatik aufgibt und eine analytische, kommunikative Begründung der Diskursethik aufzeigt (Habermas 1983, S.106ff.).

eine Einigung auf moralische Grundsätze möglich. Verständigung ist aber nicht nur möglich, sie ist notwendig, da die Lebenswelt der Menschen kommunikativ aufgebaut ist.

Demokratie als deliberative Demokratie (deliberare: lat. erörtern) zu verstehen, bedeutet im demokratischen Verfahren selbst schon einen Garant für wünschbare Ergebnisse des politischen Prozesses zu sehen. Eben weil das demokratische Verfahren diskursiv angelegt ist, also auf kommunikativem Handeln gründet, steht es für Verständigung. Alle Interessen, die in den Diskurs eingehen, können nur gleichermaßen befriedigt werden.

Dux (2004, insb. S. 207ff.) kritisiert Habermas auf mehreren miteinander zusammenhängenden Ebenen:

- (1) In der Struktur der Sprache lässt sich nicht erkennen, dass sie primär auf Verständigung angelegt ist.
- (2) Sprache macht Verständigung möglich. Sprache und die Verständigung durch Sprache ist aber nur ein Medium der Handlungskoordination, Macht ein anderes.
- (3) In einer systemisch verfassten modernen Gesellschaft kann das, was im politischen System vorgeht, nicht allein auf kommunikatives Handeln gegründet werden.

ad (1)

Sprache ist das Medium, das für die Daseinsform des Menschen konstitutiv ist, weil sich Welt und Selbst überhaupt nur über sie konstruktiv ausbilden lassen. „In dieser Mittlerfunktion ist Sprache Bedingung der Möglichkeit des Handelns“ (Dux 2004, S. 223). Sprache ermöglicht die Verständigung darüber, was in der Welt der Fall ist. Die Sprache ist das Medium der Enkulturation. Sprache ist aber auch ein Medium der Zielverfolgung im eigenen Handeln. Ich kann mit ihr nicht nur feststellen, was ich meine, dass in der Welt der Fall ist, sondern auch meine Bedürfnisse und Interessen äußern. Indem ich meine Bedürfnisse und Interessen sprachlich ausdrückt, handle ich: Ich versuche nicht, mich über etwas einvernehmlich zu verständigen, sondern die Sozialwelt zu gestalten und zu verändern. Sprache ist nur das Medium, in dem nicht schon angelegt ist, dass Handlungskonflikte nur einvernehmlich geregelt werden können. „Im Verkehr zwischen Mitgliedern einer Gesellschaft suchen die, deren Interessen und Handlungsziele auf die Interessen und Handlungsziele der anderen stoßen, auf die anderen einzuwirken, ihren Interessen und Handlungszielen auch Rechnung zu tragen. Es ist in gar keiner Weise ersichtlich, dass und wodurch sich aus der Sprache ergeben könnte, diese Form der

Mitteilung, zugunsten einer rein konstativen Mitteilung, was man möchte, um darüber gegebenenfalls einen Diskurs zu entfachen, zu unterdrücken“ (Dux 2004, S. 224).

ad (2)

Macht ist für das soziale Dasein des Menschen genauso konstitutiv wie Sprache. Sprache eröffnet durchaus Verständigungsmöglichkeiten, aber daraus kann nicht abgeleitet werden, dass man im Falle von Handlungskonflikten eine einvernehmliche Regulierung den Grundmodus des Sozialen darstellt. Eben weil es auch anders geht: Über Machtpotentiale lassen sich im Handeln eigene Interessen auch gegen die Interessen anderer durchsetzen. An der historischen Entwicklung der menschlichen Gesellschaften ist augenscheinlich, dass sich ihre Strukturen über Machtprozesse gebildet haben. Die bestimmende Funktion der Sprache im Prozess der Enkulturation ist es, mit einer vorgefundenen Realität zurechtzukommen, in dieser Welt Handlungskompetenz zu entwickeln. Wenn Sprache das leisten soll, kann in ihr die Welt nur so genommen werden, wie sie vorgefunden wird und sich begreifen lässt. Das gilt für die Natur, es gilt aber auch für die Sozialwelt mit ihrer bestehenden Verhältnissen. Diese sozialen Verhältnisse sind von allem Anfang an Machtverhältnisse. „Sprache ist dem Organisationsprozeß der Gesellschaft eingepasst. Sie kontaktiert Macht nicht, prozessiert sie vielmehr“ (Dux 1992, S. 81). Die ideale, auf Diskursivität gegründete Gesellschaft lässt sich in der realen nicht nur nicht wieder finden, es lässt sich auch nicht zeigen, in welchem Bezug die ideale Gesellschaft zur realen stehen sollte. „Die ideale Gesellschaft ist extramundan, abständig von der realen und ohne Anhalt an ihr. So geht es ganz einfach nicht zu in der Welt, und das deshalb nicht, weil Gesellschaften sich in anderer Weise bilden. Eine Transzendentalität, die ihren Anhalt an der Welt verliert, verliert auch ihre Bedeutung für sie“ (Dux 2004, S. 234).

ad (3)

Schon in der Lebenswelt ist die Form der einvernehmlichen Konfliktregulierung an Voraussetzungen gebunden. Moral, also die Berücksichtigung der Bedürfnisse und Interessen anderen gleich den eigenen, ist in ihrer Geltung auf dichte, bedeutsame und intime Beziehungen beschränkt (Dux 2004). In Interaktionszusammenhängen der Gesellschaft hingegen geht Macht als Koordinierungsmedium in Führung. Die reine Diskursivität lässt sich nicht in den politischen Willensbildungsprozess überführen, da in ihm immer Begründungen mit Interessen und Machtpotentialen amalgamiert sind. Stimmt man damit überein, dass die Politik systemisch verfasst ist, so kann eine Erklärung

dessen, was in der Politik vorgeht, nicht über kommunikatives Handeln sondern nur über eine systemische Prozessualität gewonnen werden. Systemisch betrachtet stehen Entscheidungen im politischen System unter der Vorgabe mit dem ökonomischen System kompatibel zu bleiben, von dessen Finanzierung es schließlich abhängig ist. „Das ökonomische System ist aber auf die Ungleichheit der Interessensbefriedigung fixiert. Man wird nachfragen müssen, welche politischen Gestaltungen unter solchen Bedingungen möglich sind, sicher scheint, dass sie sich nicht unter das Prinzip der Diskursethik bringen lassen“ (Dux 2004, S. 218).

4.2 Irrt sich nur Habermas?

Habermas' Theorie deliberativer Politik ist eine aktuelle Demokratietheorie. Sie fügte sich erstaunlich gut in den Kontext klassischer Demokratietheorien. Auch in der Darstellung der Grundsätze der Demokratietheorie gelang mühelos der gedankliche Sprung über die Jahrhunderte: Rousseaus „volonté générale“ des 17. Jahrhunderts spiegelt sich unbeschadet in Eastons „diffuse support“ und „sense of a political community“ im 20. Jahrhundert wider (vgl. Kap. 1.2). Freilich könnte das an den ausgewählten Beispielen liegen. Dem ist aber nicht so. Dux (2009)¹¹ zeigt, dass weder Easton noch Habermas Einzelfälle darstellen. Der generelle Befund ist viel mehr: Der mainstream der modernen Demokratietheorie folgt in der Begründung von Demokratie der klassischen Konzeptualisierung von Rousseau.¹² Gesellschaften werden nach wie vor als Gemeinschaften verstanden, in der sich freie und gleiche Subjekte zusammenschließen. Gesellschaften entstehen als Gemeinschaften aus der Verabredung von Individuen, die das gemeinsam Beste erreichen wollen. Unter diesen Vorgaben können Demokratietheorien nur substanzlogisch argumentieren. Substanzlogisch argumentieren meint: Das, was vorgefunden wird und erklärt werden soll, wird aus einer der Erklärung nicht zugänglichen und nicht bedürftigen Substanz heraus gesetzt. Wenn Gesellschaften als Gemeinschaften erst aus dem Zusammenschluss von Individuen entstehen, dann wird

¹¹ Die Publikation erscheint 2009 beim Verlag für Sozialwissenschaften (vgl. dazu http://www.vsv-verlag.de/index.php;do=show/sid=211249884648b84c0898d79458103172/site=w/book_id=16629 [02.08.2008]). Der Autor hat mir dankenswerter Weise die Endfassung des Manuskripts bereits im Juli 2008 zur Verfügung gestellt.

¹² Die folgenden Einwände werden an der republikanische Theorietradition fest gemacht, sie gelten aber laut Dux (2009) genauso für die auf Locke zurückgehende liberale Theorietradition. Exemplarisch zeigt das der Verweis auf Rawls auf der folgenden Seite.

ein gemeinsames Interesse angenommen, das ja erst zu diesem Zusammenschluss freier Individuen geführt haben kann. Wie sich dieses gemeinsame Interesse, oder wenn wir mit Rousseau sprechen der „Wille des Volkes“, denn ausbilden soll, bleibt im Dunkeln. „Die Marktgesellschaft ist ihrem Bildungsprozess wie ihrer historischen Entwicklung nach eine Klassengesellschaft. Zu keiner Zeit hat die Politik die Einheit der Interessen für sich in Anspruch nehmen können“ (Dux 2009).¹³ Oder die Verabredung wird von normativen Vorgaben wie einem angelegten Gerechtigkeitssinn (Rawls 1994) bestimmt gesehen, die keiner weiteren konstruktiven Erklärung zugänglich sind. In der kontraktualistischen Fassung hält die Demokratietheorie implizit an zwei miteinander zusammenhängenden Vorgaben fest, die soziologisch schon lange nicht mehr haltbar sind:

1. Ausgangspunkt der theoretischen Überlegungen ist das monadische Individuum, frei und unabhängig. (Diese freien Individuen können dann soziale Kooperationen eingehen.)
2. Subjekte verabreden sich zur Gesellschaft als Gemeinschaft.

Es mangelt an der adäquaten Rezeption prozessualer soziologischer Befunde. Der politischen Theorie fehlt es an ontogenetischer und historisch-genetischer Dynamik. Individuen entwickeln ihre Individualität von Geburt an in und durch soziale Beziehungen. Die politische Theorie operiert mit erwachsenen Individuen so, als ob sie außerhalb des Sozialen stehen würden und in die Gesellschaft erst eintreten müssten. Sozietät ist eine Bedingung der Möglichkeit der menschlichen Daseinsform. Nun mag sein, dass die ersten soziokulturellen Organisationsformen dem Typus der Gemeinschaft entsprachen, also relativ kleine Gruppen von Individuen waren und demnach durch direkte und dichte Interaktion ihrer Mitglieder gekennzeichnet waren. Hinter uns liegt aber eine Geschichte der Steigerung der Komplexität und Reichweite soziokultureller Organisationsformen. Die moderne Gesellschaft kann gerade nicht als Gemeinschaft verstanden werden, schon gar nicht als eine, zu der sich die Individuen erst freiwillig zusammenschließen. Im Gegenteil, die Makrostrukturen moderner Gesellschaften, allen

¹³ Über die Aktualität des Klassenbegriffs und die soziale Realität von Klassen in der heutigen Gesellschaft besteht in der Sozialstrukturforschung keine Einigkeit (vgl. etwa Friedrichs et al. 1998). Ich stimme Dux zu, wenn er schreibt „Unter dem Einschlag der Globalisierung ist das ökonomische System in eine Epoche seiner Entwicklung eingetreten, in der sich die Klassengesellschaft neu formiert, wenn auch der Klassenbegriff und die reale Ausprägung der Klassen anders bestimmt werden muss als im 18ten und 19ten Jahrhundert“ (Dux 2009). Die Annahme, mit der Globalisierung kämen wir in gesellschaftliche Verhältnisse „jenseits von Klasse und Schicht“ (Beck 1986, S. 121-160), halte ich jedenfalls für weit überzogen.

voran der Markt, treten dem Individuum als systemisch verfasste Gegebenheiten gegenüber.

4.3 Substanzlogische Vorgaben

Das substanzlogische Verständnis von Demokratie zeitigt zwei Folgen in der Theoriebildung, die zweite davon hat direkt mit europäischer Identität zu tun.

(1) Substanzlogisches Denken operiert mit normativen Vorgaben, die eine demokratische Gesellschaft erst möglich machen. Die normativen Postulate gehen dann auch gleich in die Struktur der Gesellschaft ein, hat sie sich doch auf ihrer Grundlage gebildet. Habermas vorzuwerfen, er zeichne ein Bild der Gesellschaft, das nur auf Moral und Gerechtigkeit gründet, geht eindeutig zu weit. Zu gut beschreibt er die instrumentelle Vernunft im wirtschaftlichen System. Und doch räumt er dem kommunikativen, auf Verständigung abzielenden Handeln weiterhin Priorität ein. Die Begründung dafür, glaubt er in der Struktur der Sprache gefunden zu haben. Habermas verlegt das normative Postulat der Verständigung in die Struktur der Sprache, weil ihm klar ist, dass er es nicht einfach vorgeben kann. Das demokratische Verfahren sieht er von kommunikativem Handeln bestimmt. Das, worauf die Sprache angelegt ist, findet sich in den demokratischen Strukturen selbst wieder: die Notwendigkeit der Verständigung.

(2) Das substanzlogische Verständnis von Demokratie braucht einen Demos, um Demokratie überhaupt möglich sein zu lassen. In der Ideologie des Nationalstaats ist es die Nation als Schicksalsgemeinschaft. Nur aus einer Solidarität von Staatsbürgern könne sich das demokratische Verfahren legitimieren. Die Solidarität der Staatsbürger gründet darin, dass sie sich als Teil einer vorgestellten Gemeinschaft begreifen. Sie gründet auf kollektiver Identität. Mit der europäischen Integration politischer Prozesse wird diese Grundlage problematisch und führt zur Frage nach der Existenz bzw. Möglichkeit der Formation eines europäischen Demos (vgl. Kap. 1.2) Erst mit der europäischen Integration? – Das ist die eigentliche Frage. Die Identitätsformel, dass das Volk durch das Volk selbst regiert wird, hat mit der tatsächlichen Verfassung des demokratischen politischen Systems schon in den Nationalstaaten wenig zu tun. Der Nationalismus ist nicht die Grundlage der Demokratie, er war es auch in der Vergangenheit nicht. Er ist ihre

Ideologie (vgl. dazu die eindringliche Studie zur Radikalisierung des Nationalismus im Nationalsozialismus in Dux 2008, S. 170ff.).

In der grundlegenden argumentativen Struktur bleibt aber das Volk als Substanz und Subjekt des politischen Geschehens bestehen. Denkstrukturen wandeln sich langsam. Jedenfalls steht in der Moderne der Wissenschaft ein Reflexionspotential zur Verfügung, das es erlaubt subjektlogische Theorien durch realitätsnähere, prozessuale Theorien zu ersetzen (vgl. dazu genauer Dux 2000). Selbstredend weiß man in der politischen Theorie, dass das Volk nicht wirklich regiert. Es ist schlichtweg unreal, die tatsächliche Teilhabe des Volkes an der Politik durch Wahlen und Abstimmungen als „demokratisches Kongruenzprinzip“ (Dux 2009) verstehen zu wollen. Wahlen und Abstimmungen begründen in keinster Weise eine Identität zwischen denen, die Politik machen und jenen, die von ihr betroffen sind; sie stellen lediglich ein Verfahren dar, um Machtpotentiale in der Gesellschaft zu sichern, gegebenenfalls auch, um sie zu gewinnen. Aus dem demokratischen Verfahren, also einem prozeduralen Moment, ist nicht schon ein normativer Gehalt eingelassen. Die demokratische Gesellschaft ist nicht per se die gute, gerechte Gesellschaft für alle Individuen, die unter ihren Bedingungen leben – zumindest zeigt uns das die historische Erfahrung. Eine substanzlogische Theorie der Demokratie gerät jedenfalls in Konflikt mit den tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnissen.

Hat ein normatives Moment in der Demokratietheorie dann überhaupt noch seinen Platz? Theorien, die sich selbst als realistische Demokratietheorie verstehen wollen, tendieren dazu die normative Dimensionierung zu eliminieren (Zolo 1997). Die normative Zielvorgabe der Demokratie gründet aber nicht auf einer absolutistischen Setzung, sie beruht vielmehr auf dem Selbstverständnis des Subjekts in einer säkular verstandenen Welt. Alles in der Welt konvergiert auf das Subjekt. Das gilt auch für alles Normative. (vgl. dazu Dux 1992, S. 86ff.). Selbstbestimmung als demokratisches Prinzip kann demnach nur im einzelnen Subjekt seinen Adressaten finden. Selbstbestimmung meint die Selbstverwirklichung des Individuums. In der modernen Markgesellschaft findet sich das Subjekt in einer „Grenzlage der Gesellschaft“ (Dux 2003) aus der heraus es sich allererst selbst in seinen Handlungen und Kommunikationen in die Gesellschaft integrieren muss. Die demokratische Verfassung der modernen Gesellschaft ist durch den Konflikt der normativen Anforderungen der Subjekte an die Gesellschaft, ein selbstbestimmtes Leben

führen zu können, mit einer von der Ökonomie bestimmten selbstorganisierten Machtverfassung bestimmt (vgl. dazu Dux 2008).

4.4 Was heißt das für das Verständnis europäischer Identität?

Es kann kein Zweifel daran bestehen: Die Wichtigkeit, die Habermas einer europäischen Identität einräumt, gründet in seiner Theorie der deliberativen Politik. Dasselbe gilt für die Form und den Inhalt, wie er sie der europäischen Identität geben möchte. Wie die gesamte politikwissenschaftliche Demokratietheorie sieht sich die Theorie der deliberativen Politik mit dem Vorwurf konfrontiert, einer überkommenen Subjektlogik aufzusitzen. Der Verwurf gilt dabei nicht nur für die Auseinandersetzung mit transnationaler oder europäischer Demokratie, er gilt auch für die weithin akzeptierte Konzeption nationalstaatlicher Demokratie. An demokratietheoretischen Fragen, die über den Nationalstaat hinausreichen, wird er nur besonders deutlich.

Hat sich europäische Identität den Aufwand, den ihr nicht nur diese Arbeit widmet, nicht verdient? Ziehen wir keine voreiligen Schlüsse, möchte ich meinen. Die Kritik von Dux mahnt lediglich eine realistischere Perspektive im Blick auf die Europäisierung ein. Folgt man Dux, so geht es darum, den Blick auf die gesellschaftliche Praxis zu lenken. Das eigentlich Gesellschaft konstituierende System der modernen Gesellschaft ist der Markt. Es macht deshalb keinen Sinn, Gesellschaft so zu begreifen, als würde sie erst im politischen Prozess geschaffen. Es macht genauso keinen Sinn, das politische System in einem machtleeren Raum zu verorten und es einzig an die Prämisse kommunikativer Verständigung, die nur sozialen Beziehungen zwischen Individuen eigen sein kann, zu binden. Gleichwohl lässt sich eine Maxime der klassischen Demokratietheorie aufrecht erhalten, die der Selbstbestimmung und Selbstgesetzgebung. Nur darf darin nicht das eigentlich Gesellschaft konstituierende Moment gesehen werden. Der im politischen System repräsentierte Gestaltungswille knüpft an die am Beginn der Neuzeit gewonnene Einsicht an, dass die menschlichen Lebensformen vom Menschen selbst geschaffene Lebensformen darstellen. Allerdings trifft der politische Gestaltungswille auf eine Marktgesellschaft, die durch das ökonomische System immer schon gestaltet ist. Die Frage nach dem Volk, das erst eine Gesellschaft möglich macht, stellt sich also gar nicht. Die Marktgesellschaft gibt es auch ohne eine politische Setzung. Nur ist der Markt

systemisch so angelegt, dass er nicht alle, die über ihn in die Gesellschaft integriert zu werden suchen, auch integriert. Die, die der Markt integriert, integriert er zu ungleichen Bedingungen (Dux 2006, S. 14ff.). Daher muss das politische System viel mehr in seinem Verhältnis zum dominanten System der Marktgesellschaft, der Ökonomie, bestimmt werden. Nur so kann geklärt werden inwieweit sich im politischen System Machtpotentiale formieren können, die umgestalten. Im politischen System können sich selbstverständlich auch Machtpotentiale formieren, die den ökonomisch hergestellten Status Quo verteidigen. In aller Regel geschieht das auch. Das politische System steht ob seiner Ressourcenabhängigkeit immer auch im Gravitationsfeld der Logik des ökonomischen Systems. Politische Prozesse gilt es in ihrer Wechselwirkung mit ökonomischen Prozessen zu analysieren, erst dadurch kann geklärt werden, was europäische Politik tatsächlich zu leisten im Stande wäre. Demokratische Politik muss für ihre Legitimation die Interessen der Subjekte in Anspruch nehmen können, die in der Marktgesellschaft leben, deren Verhältnisse sie zu verändern sucht.¹⁴ Allerdings ist es geradezu kontraproduktiv, die Legitimation darin zu sehen, dass man die Politik selbst schon als Politik des Volkes versteht. Dann nämlich, das muss man sich deutlich machen, ist jede Politik schon von vornherein legitimiert. Europäische Identität erhält damit eine andere theoriestrategische Positionierung. Wenn die Frage nach dem Volk keine grundlegende Bedeutung hat, eben weil sich Gesellschaft nicht zuallererst politisch konstituiert, dann stellt sich auch die Frage nach einer dafür grundlegend notwendigen europäischen Identität nicht. Vom Konstrukt europäische Identität wird der substanzlogische Ballast genommen, aus ihm heraus ein politisches Subjekt entstehen lassen zu müssen, das es erst möglich macht, das Demokratiedefizit der Europäischen Union zu beheben. Vielmehr richtet sich das Interesse an europäischer Identität dann darauf, welche Gestaltungsanforderungen Individuen an die politischen Institutionen der EU richten und inwieweit sie kollektiv geteilt werden. Zu fragen wäre nach den Artikulationsmöglichkeiten, die die politischen Institutionen der EU dafür bereit stellen. Zu fragen wäre auch nach der Rolle, die kollektiv geteilte Identifikation mit Gestaltungsansprüchen für die Formierung von Machtpotentialen in der europäischen Politik spielen. Kurz gefasst ginge es darum, europäische Identität nicht als passive

¹⁴ Freilich stellt sich auch hier angesichts der globalen Vernetzung im ökonomischen System die Frage inwieweit sich ökonomische Räume und politische Räume decken sollen bzw. müssen. Anzunehmen ist, dass sich im politischen System nur dann Machtpotentiale ausbilden werden können, die sich ökonomischen Machtpotentialen entgegen stellen können, wenn die Gestaltungshoheit der Politik annähernd so weit reicht wie die ökonomischen Aktivitäten.

Voraussetzung sondern kollektiv geteilte Identifikationen als Bestandteil des politischen Systems der Europäischen Union zu begreifen. Das kann aber nur ein Teilbereich der geforderten Reorientierung der soziologischen Theorie sein. Die große Herausforderung ist es, eine neue Theorie der Gesellschaft zu entwickeln, die der Transnationalisierung des Sozialen angemessen ist. „Von den nationalen Gesellschaften vor dem Eintritt der Marktgesellschaft in die Epoche der Globalisierung und Transnationalisierung konnte man mit einigem Recht sagen, sei seien informativ offenen, operativ aber geschlossene Systeme. Von der Marktgesellschaft nach dem Eintritt in die Epoche der Globalisierung und der Transnationalisierung der Politik lässt sich das nicht länger sagen“ (Dux 2009). Eine solche Theorie liegt nicht vor. Sie liegt deshalb nicht vor, weil die Systemtheorie Luhmannscher Prägung die Verortung von Individuen und sozialen Figurationen in einer systemisch verfassten Gesellschaft nicht deutlich macht. In der Berücksichtigung sozialer Akteure könnte der Schlüssel dafür liegen, soziale Systeme als zueinander operativ offene Systeme zu begreifen. Dux (2009)plädiert dafür, die Marktgesellschaft als ein soziales System zu verstehen, das sich in einander konzentrisch zugeordnete gesellschaftliche Systeme gliedert: Weltgesellschaft – europäische Gesellschaft – nationale Gesellschaft. Das Gesellschaft begründende System ist für die Marktgesellschaft und alle ihre Teilsystem das ökonomische System. Europa wird nicht durch ein europäisches Volk zur Gesellschaft sondern durch die Transnationalisierung der Ökonomie und die ihr folgende Transnationalisierung der Politik. Der Politik steht als normativer Bezugspunkt nicht der „Wille eines Volkes“ zur Verfügung, sondern die Anforderungen an ein gedeihliches Leben des Subjekts.

Eine Analyse, die sowohl Akteure als auch Systeme kennt, müsste auch ernst nehmen, dass die normative Verfassung einer Gesellschaft und damit auch die Inhalte kollektiver Identitäten immer Abbild derjenigen Interessen und Machtpotentiale ist, die sich in der Gesellschaft ausbilden konnten. Das soll nicht falsch verstanden werden: Es geht nicht darum, zu behaupten, soziale Akteure könnten keine normativen Postulate entwickeln, die im Widerspruch zur Machtverfassung der Gesellschaft stünden. Im Gegenteil, die Geschichte ist voll davon. Durch den Vorschlag alternativer Normen wird jedoch die bestehende normative Verfassung einer Gesellschaft, die mit den Machtpotentialen, über die sie sich gebildet hat, zur Deckung kommt, nicht schon revidiert. Man kann Gerechtigkeit als normatives Postulat fordern. Realisieren lässt sie sich erst, wenn sich im politischen System Machtpotentiale dafür formieren lassen, die in der Lage sind, die

primär ökonomisch strukturierte Gesellschaft umzugestalten (Dux 2008, insb. S. 13-33, 303-335). Für die politischen Systeme der Nationalstaaten wird die Möglichkeit dazu unter den Bedingungen der ökonomischen Globalisierung prekär. Die Frage ist, ob und wie sich diese Aufgabe umzugestalten, im politischen System Europas bewältigen lässt. Zu klären wäre, wie das politische System Europas beschaffen sein muss, um sich dieser Aufgabe stellen zu können. Zu klären wäre aber auch, welche Rolle der Identifikation der europäischen Bürger mit einem „Sozialen Europa“ dabei theoretisch zukommt und wie weit sie empirisch reicht. Wohlgemerkt geht es um eine europäische Identität mit bestimmten, politischen Inhalten und nicht um eine vorgegebene europäische Identität, die alle politischen Inhalte legitimiert. Jedenfalls scheint sich die Krise des Sozialstaates national nicht lösen zu lassen. Die Aufgabe, soziale Integration politisch zu sichern werden wir jedenfalls nicht los, weil wir den Markt nicht los werden (Dux 2006, S.51).

Erste Zwischenbetrachtung:

Die theoriestrategische Bedeutung von europäischer Identität

Wir haben aufgeklärt, warum Identität für die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit Europa und Phänomenen der Europäisierung wichtig ist. Für die Habermasche Theorie der deliberativen Politik stellt Identität eine Bedingung der Möglichkeit demokratischer Politik dar. Das gilt auch für den Mainstream der politischen Theorie. Die Kritik von Dux meldet daran begründete Zweifel an. Die tatsächliche Verfassung des politischen Systems hat wenig mit der Identität von Herrschern und Beherrschten zu tun, das Volk regiert nicht das Volk.

Die Annahme, als Voraussetzung für Demokratie ein Volk bestimmen zu müssen, sieht Dux einer soziologisch überkommenen aber philosophisch lang tradierten subjektlogischen Argumentation geschuldet. Das Volk als Subjekt müsse erst handeln, um eine Gesellschaft zu schaffen. Die moderne Gesellschaft bildet sich jedoch über die Vernetzung von Handlungen und Kommunikationen über den Markt. Dem politischen Prozess geht die Vergesellschaftung voraus. Das normative Postulat der Demokratie bleibt das der Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung nicht einer bereits bestehenden Gemeinschaft, sondern jener, die sich mit der primären Strukturierung der Gesellschaft durch den Markt konfrontiert sehen. Die Sollbestimmung der Demokratie ist es, die Gesellschaft umzugestalten. Doch dafür müssen sich gegen die ökonomischen Machtpotentiale im politischen System entsprechende (Gegen)Machtpotentiale formieren. Wie weit diese Gesellschaft reicht, wie global sie tatsächlich ist, erweist sich als offene Frage. Es ist wahrscheinlich eine Frage, die mit einem territorialen, Exklusivität beanspruchenden Gesellschaftsbegriff gar nicht beantwortet werden kann. Gibt es nationale Gesellschaften? Eine europäische Gesellschaft? Eine Weltgesellschaft? Wir haben den Versuch eine kosmopolitische Position zu denken und die Widerständigkeit des Identitätsbegriffs dagegen erörtert. Jedenfalls scheint die zukünftige soziologische Theoriearbeit gut beraten, den statischen, territorialen, exklusiven Begriff der Gesellschaft durch eine Analyse der Wechselwirkungen der Vergesellschaftung auf unterschiedlich komplexen Ebenen zu ersetzen.

Kommen wir zurück zum Begriff der europäischen Identität und fassen zusammen, welche theoretische Stellung ihm zugeordnet wird. Augenscheinlich besteht darüber keine Einigkeit. Für Habermas wie für den Mainstream der politischen Theorie ist europäische

Identität eine Bedingung der Möglichkeit demokratischer Politik auf europäischer Ebene. Die theoriestrategische Stelle von europäischer Identität ist klar: Sie ist eine notwendige Voraussetzung des politischen Prozesses. Fordern kann sie Habermas auch deshalb, weil in seiner Theorie der deliberativen Politik das durch Identität möglich gemachte demokratische Verfahren seiner inneren Struktur nach auf vernünftige Ergebnisse angelegt ist. Unter dieser Prämisse wäre es töricht, nicht für die Konstruktion einer europäischen Identität zu plädieren. Habermas beschreibt diese Identität genauer, es wäre die eines „Verfassungspatriotismus“. Universelle demokratische Werte müssten aus der jeweiligen nationalen Tradition heraus angeeignet werden. So sollte eine gemeinsame europäische politische Kultur bewusst werden. Dux meint hingegen, die politische Theorie solle sich endlich von der Substanzlogik der Identität als argumentatives Grundmuster lösen und eine prozessuale politische Theorie entwickeln. Eine solche Theorie liegt nicht vor. Folgt man Dux, ist aber doch klar zu erkennen, dass europäische Identität nicht als Voraussetzung des demokratischen politischen Prozesses gedacht werden darf. Demokratie in ihrer tatsächlichen Prozessualität hat nichts damit zu tun, dass sich das Volk eine Gesellschaft als Gemeinschaft schafft und sich fortan selbst regiert. Ein demokratisch verfasstes politisches System bietet die Möglichkeit Gesellschaft umzugestalten. Gestaltet ist die Gesellschaft immer schon durch die ökonomische Vergesellschaftung über den Markt. Die Möglichkeit umzugestalten ist prekär. Sie ist deshalb prekär, weil sich dafür erst entsprechende Machtpotentiale im politischen System gegen das ökonomische System formieren müssen. Ich wage der Klarheit halber eine Überzeichnung der Positionen: Bei Habermas ist, sobald sich eine europäische Identität konstruktiv gebildet hat, von einem subjektiven, normativen Standpunkt aus betrachtet alles in Ordnung. Dafür bürgt ein demokratisches Verfahren, das vernünftige und damit wünschbare Ergebnisse garantiert. Bei Dux hingegen ist das nicht ausgemacht. Klar ist aber auch bei Dux, dass die Formierung von Machtpotentialen in einem demokratischen politischen System mit der Zustimmung der Wählerinnen und Wähler verflochten ist. Die Frage ist dann nicht, ob sich eine europäische Identität ausbildet, sondern mit welchen politischen Gestaltungsansprüchen sie sich ausbildet und wie sie sich in Machtpotentiale umsetzt. Wenn man weiter von europäischer Identität sprechen möchte, so verschiebt sich die Fragestellung weg von der Existenz einer europäischen Identität hin zum Inhalt einer europäischen Identität, präziser formuliert, zu den Inhalten europäischer Identität. Auch Habermas gibt der europäischen Identität freilich einen Inhalt. Nur ist es ein ganz bestimmter Inhalt, und keiner der sich auf empirische Belege stützt, sondern einer, der

sich aus seiner Theorie deliberativer Politik zwingend ableitet. Habermas fragt sich, wie sich die für die Nationalstaaten behauptete einheitliche Identität auf post-nationalem Niveau wieder herstellen lässt. Während die politische Theorie immer von einheitlichen, umfassenden Identitäten ausgeht, legt die Perspektive von Dux nahe, dass es unterschiedliche Gestaltungsansprüche gibt, die sich auf das politische System Europas beziehen. Unterschiedliche Inhalte sind vor allem deswegen keineswegs unplausibel, weil Dux berücksichtigt, dass wir in einer Gesellschaft mit verschiedenen günstigen sozialen Lagen leben.

Damit sind wir bereits Mitten in der Diskussion um europäische Identität. Für mich war es verlockend, für den Rest der Arbeit dort zu verbleiben. Dem Diskurs über europäische Identität fehlt es nicht an Positionen und Argumenten für die Möglichkeit dieser Konstruktion und die Unmöglichkeit jener. Es drängt sich aber der Eindruck auf, dass die Debatte zwar explizit über die Konstruktion einer europäischen Identität geführt wird, implizit aber durch unterschiedliche Konzeptionen des Begriffs Identität mitbestimmt wird. Der Begriff Identität hat seine Tücken. Eine davon, die Nähe zur substanzlogischen Argumentation, wurde bereits deutlich. Augenscheinlich ist der Begriff Identität nicht schon dadurch hinreichend bestimmbar, dass man ihm ein Adjektiv voran stellt. Europäische Identität ist ein genauso multivalenter Begriff wie Identität. Deshalb widmet sich der zweite Abschnitt sozialpsychologischen und soziologischen Identitätstheorien. Das spezifisch Europäische bleibt dabei vorerst ausgeklammert, bildet jedoch die Grundlage für eine prägnante Beschreibung europäische Identität in Abschnitt III. Zudem kann auf diese Weise die Problematik, aber auch der theoretischen Reiz, die den Identitätsbegriff in der soziologischen Theoriebildung begleiten, einsichtig gemacht werden.

Abschnitt II

Ein Schritt zurück. Identität in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung

Aufriss

Das Konzept „Identität“ ist in den Sozialwissenschaften leidenschaftlich umstritten. Gestritten wird um die Brauchbarkeit als Konzept an sich. Die Debatte reicht einerseits weit in fundamentale Bereiche der Wissenschaftstheorie und auch der Ontologie hinein. Andererseits nährt der unübersichtliche Dissens darüber, wie der Begriff zu spezifizieren und zu verwenden sei, die Frage nach seiner Treffsicherheit und damit nach seiner Brauchbarkeit. Zu dieser Problemlage gesellt sich der für die Sozialwissenschaften durchaus übliche Umstand, dass ihre Konzepte nicht nur im wissenschaftlichen System mit Bedeutungen versehen werden, sondern auch in den alltäglichen Kommunikation verwendet und mit Bedeutungen belegt werden.

Verschaffen wir uns also einen Überblick – Nicht mit dem vermessenen Ziel, die Debatte einer Lösung zuführen zu können, sondern mit dem Anspruch, sich im Dschungel der Definitionen zu Recht zu finden und im Dickicht der Formulierungen nicht die Sicht auf dahinter stehende theoretische Ansätze und wissenschaftstheoretische Positionen zu verlieren. Es gilt ein theoretisches Inventar zu erarbeiten, das es erlaubt europäische Identität präzise zu beschreiben und empirische Arbeiten, im speziellen Operationalisierungen von europäischer Identität, einer kritischen Reflexion zu unterziehen.

Aufbau

Nach einer Warnung davor, die etymologische Bedeutung des Begriffs Identität in die Sozialwissenschaften zu übernehmen, wird in Kapitel 5 der Versuch von Fearon vorgestellt eine Definition von Identität zu synthetisieren, die unterschiedlichen Anwendungen gewachsen ist. In Kapitel 6 werden zuerst zwei spezifische Theoretisierungen von Identität diskutiert, wie sie sich in der Sozialpsychologie finden: die Identity Theory und die Social Identity Theory. In beiden Theorien liegen

ausdifferenzierte Begrifflichkeiten vor, die in vielen empirischen Arbeiten zu unterschiedlichsten sozialen Phänomenen Eingang finden. Danach werden drei Ansätze vorgestellt, die der Frage nachgehen, ob und wie mit dem Konzept Identität in den Sozialwissenschaften sinnvoll gearbeitet werden kann. Die Antworten gehen in unterschiedliche Richtungen:

- (1) Das Konzept aus dem sozialwissenschaftlichen Begriffskanon verabschieden und analytisch nützlichere, alternative Konzepte benennen (Brubaker & Cooper, vgl. Kap. 6.4)
- (2) Das Konzept epistemologisch anders zu positionieren (Tilly, vgl. Kap. 6.5)
- (3) Das Konzept durch analytische Begriffe zu ergänzen, die es näher beschreiben (Abdelal et al., vgl. Kap. 6.6)

Zwei Exkurse unterbrechen die Darstellung. Einer beschäftigt sich mit epistemologischen Fragen, der andere klärt darauf aufbauend zentrale Begriffe, wie sie in dieser Arbeit verstanden werden wollen.

5 Was Identität bedeutet

5.1 „Vorsicht!“: Die etymologische Bedeutung des Begriffs

Identität meint dem Wortsinn nach (v. lat.: *idem* = derselbe) (Schischkoff 1991, S. 323) einerseits die Tatsache, dass ein Gegenstand gleich bleibende, bestimmende Eigenschaften besitzt, die es erlauben ihn über die Zeit als ein und denselben wahrzunehmen. Andererseits wird mit Identität das Verhältnis von mehreren Gegenständen bezeichnet, die sich exakt gleichen. Die erstgenannte Bedeutung betont die Gleichheit mit sich selbst, also die Einzigartigkeit. In diesem Sinne sprechen wir über „unsere eigene Identität“ und bringen damit die Erfahrung unserer Individualität zum Ausdruck. Schwieriger wird es, wenn wir versuchen, die zweite Bedeutung nicht auf Dinge sondern auf Menschen zu beziehen. Was meint dann „europäische Identität“? – dass ein Individuum mit Europa gleich sei? Oder dass alle Individuen in Europa sich gleichen würden? – wohl kaum! Oder geht es darum, dass Europa als natürliches Objekt aufgefasst werden soll, das mit sich selbst gleich bleibt? Das wäre eine Formulierung, die erstens Europa klare, konstante, vor-soziale Eigenschaften zuschreibt, Europa also essentialisiert, und zweitens sozialen Wandel ausschließt.

In den Sozialwissenschaften wird also unter Identität etwas anderes verstanden als der Wortsinn von Identität nahe legt. Wie der Begriff auf kollektive Entitäten angewendet werden soll, ist nicht klar, sondern klärungsbedürftig. Wer von Identität spricht, muss aufpassen, nicht doch etwas im Sinne der ursprünglichen Bedeutung des Begriffs zu sagen: Etwas über das Essentielle, das Gegebene, das Konstante.

5.2 Übersicht über die Unübersichtlichkeit

“Overwhelmingly, academic users of the word ‘identity’ feel no need to explain its meaning to readers. The readers’ understanding is simply taken for granted, even when ‘identity’ is the author’s primary dependent or independent variable (Fearon 1999, S. 6)“.

Damit meint Fearon nicht, dass es keine Definitionen von Identität gäbe. Im Gegenteil, es gibt eine Fülle von Definitionen, allerdings wird in empirisch orientierten Beiträgen allzu oft nicht klar gemacht, auf welche der Definitionen Bezug genommen wird. Zumindest

die Leser, wenn nicht auch so manche Autoren, bleiben darüber im Unklaren zurück. Fearon (1999) gibt einen Überblick über unterschiedliche Definitionen, wie sie in der Anthropologie, der Soziologie und den Politikwissenschaften verwendet werden. Die ob ihrer Diversität beinahe skurril anmutende Zusammenstellung soll hier nicht vorenthalten bleiben:

1. Identity is "people's concepts of who they are, of what sort of people they are, and how they relate to others" (Hogg and Abrams 1988, 2).
2. Identity is used in this book to describe the way individuals and groups define themselves and are defined by others on the basis of race, ethnicity, religion, language, and culture" (Deng 1995, 1).
3. Identity "refers to the ways in which individuals and collectivities are distinguished in their social relations with other individuals and collectivities" (Jenkins 1996, 4).
4. "National identity describes that condition in which a mass of people have made the same identification with national symbols - have internalised the symbols of the nation ..." (Bloom 1990, 52).
5. Identities are "relatively stable, role-specific understandings and expectations about self" (Wendt 1992, 397).
6. "Social identities are sets of meanings that an actor attributes to itself while taking the perspective of others, that is, as a social object. ... [Social identities are] at once cognitive schemas that enable an actor to determine 'who I am/we are' in a situation and positions in a social role structure of shared understandings and expectations" (Wendt 1994, 395).
7. "By social identity, I mean the desire for group distinction, dignity, and place within historically specific discourses (or frames of understanding) about the character, structure, and boundaries of the polity and the economy" (Herrigel 1993, 371).
8. "The term [identity] (by convention) references mutually constructed and evolving images of self and other" (Katzenstein 1996, 59).
9. "Identities are ... prescriptive representations of political actors themselves and of their relationships to each other" (Kowert and Legro 1996, 453).
10. "My identity is defined by the commitments and identifications which provide the frame or horizon within which I can try to determine from case to case what is good, or valuable, or what ought to be done, or what I endorse or oppose" (Taylor 1989, 27).
11. "Yet what if identity is conceived not as a boundary to be maintained but as a nexus of relations and transactions actively engaging a subject?" (Clifford 1988, 344).
12. "Identity is any source of action not explicable from biophysical regularities, and to which observers can attribute meaning" (White 1992, 6).
13. "Indeed, identity is objectively defined as location in a certain world and can be subjectively appropriated only along with that world. ... [A] coherent identity incorporates within itself all the various internalized roles and attitudes." (Berger and Luckmann 1966, 132).
14. "Identity emerges as a kind of unsettled space, or an unresolved question in that space, between a number of intersecting discourses. ... [Until recently, we have incorrectly thought that identity is] a kind of fixed point of thought and being, a ground of action ... the logic of something like a 'true self.' ... [But] Identity is a process, identity is split. Identity is not a fixed point but an ambivalent point. Identity is also the relationship of the Other to oneself" (Hall 1989).

Fearon (1999) setzt sich zum Ziel, aus der Fülle an Definitionsangeboten in der sozialwissenschaftlichen Literatur, eine klare Definition zu synthetisieren. Im

Wesentlichen, so Fearon, wird der Begriff Identität auf zwei unterschiedliche Arten verwendet: Einerseits mit Bezug auf die Beschreibung einer Person, andererseits mit Bezug auf die Beschreibung von sozialen Kategorien.

Personale Identität ist ein Set an Attributen, Vorstellungen, Werten oder Prinzipien, von denen ein Individuum meint, dass diese es in sozial relevanter Weise von anderen unterscheidet. Das können Attribute, Vorstellungen, Werte oder Prinzipien sein,

(a) auf die das Individuum besonders stolz ist

(b) auf die das Individuum nicht besonders stolz ist, die es aber ungemein handlungsleitend erlebt.

(c) von denen das Individuum glaubt, es könne sie nicht ändern, selbst wenn es wollte. (Fearon 1999, S. 25)

Soziale Identität bezeichnet eine soziale Kategorie, also das Label, mit dem eine Gruppe von Menschen belegt wird, das von ihnen selbst, anderen oder beiden verwendet wird. Soziale Kategorien sind durch zwei Merkmale bestimmt (Fearon 1999, S. 13f.): Erstens, soziale Kategorien sind, implizit oder explizit, durch Regeln der Mitgliedschaft definiert, nach denen Individuen der Kategorie zugewiesen oder nicht zugewiesen werden. Zweitens, soziale Kategorien werden bestimmt durch ein Set an Eigenschaften, etwa Einstellungen, Werte, physische Attribute, die als typisch für Mitglieder dieser Kategorie wahrgenommen werden oder durch Verhaltenserwartungen in bestimmten Situationen. Das ist der Inhalt („content“) einer sozialen Identität. Idealtypisch unterscheidet Fearon zwischen Rollenidentitäten („role identities“), die durch Verhaltenserwartungen bestimmt sind und „type identities“¹⁵, die durch wahrgenommene Gemeinsamkeiten bestimmt sind.

Fassen wir zusammen: Identitäten können analytisch nach ihrem Inhalt in personale Identitäten und soziale Identitäten unterschieden werden. Innerhalb der sozialen

¹⁵ Begriffe aus englischsprachiger Originalliteratur werden nur dann übersetzt ohne das kenntlich zu machen, wenn nach Meinung des Autors eine eindeutige, bedeutungsäquivalente Übersetzung gibt. (Bsp. „social role“ – soziale Rolle). Zentralen theoretischen Begriff einer Konzeption, die ausschließlich in englischer Sprache vorliegt, werden auch bei eindeutiger Übersetzbarkeit in Klammern angeführt, wenn sie das erste Mal vorkommen (Bsp. Inhalt („content“)). Wenn ein englischsprachiger Begriff sich zwar in einen deutschen Begriff übersetzen lässt, aber dadurch einen Teil seines Bedeutungsgehalts verliert, wird der englische Begriff immer in Klammern beigelegt (Bsp. politisch („civic“)). Englischsprachige Begriffe, die sich nicht adäquat in einen deutschsprachigen Begriff überführen lassen, werden im Text unter Anführungszeichen verwendet und sinngemäß in deutscher Sprache erläutert (Bsp.: „type identities“ sind Identitäten, die durch wahrgenommene Gemeinsamkeiten bestimmt sind).

Identitäten gibt es Rollenidentitäten, die Verhaltenserwartungen zum Inhalt haben und „type identities“, die auf wahrgenommenen Gemeinsamkeiten basieren.

Exkurs I

Woher kommen Identitäten? - Essentialismus versus Konstruktivismus

„All human identities are in some sense – and usually a stronger than a weaker sense – *social identities*” (Jenkins 1996, S. 4, Hervorhebung im Original).

Fearon (1999) hatte Identitäten lediglich nach ihrem Inhalt in personale und soziale Identitäten differenziert. Wie aber kommt eine Identität zu ihrem Inhalt?

Beginnen wir mit sozialen Identitäten. Soziale Identitäten haben Eigenschaften einer sozialen Kategorie zum Inhalt. Soziale Kategorien bezeichnen Gruppierungen von Individuen, also Kollektive. Essentialistische Konzeptionen schreiben Kollektiven grundlegende Eigenschaften zu. Diese Eigenschaften werden als reale Tatsachen angenommen. Es sind diese Tatsachen, die erklären, warum Individuen soziale Identitäten ausprägen können. Die Stärke der essentialistischen Argumentation kennt dabei graduelle Unterschiede. Starke essentialistische Argumente, man denke etwa an Herders „Volksgeist“ sind längst diskreditiert. Sie beruhen auf einer Anthropomorphisierung von kollektiven Identitäten, also auf der Zuschreibung von individuellen Eigenschaften zu kollektiven Entitäten: Völker haben ein Bewusstsein, Nationen einen Willen. Essentialistische Elemente finden sich aber nach wie vor in manchen Abhandlungen über Nationen und Nationswerdung, die in ihrer Erklärung der Nationswerdung nicht ohne Verweis auf vorgegebene primordiale Gemeinsamkeiten der Ethnie, Sprache und Religion auskommen. So verortet Hondrich (1996) in der Geschichte ein „ethnokulturelles Wir-Gefühl“. Geertz etwa sieht in nicht erklärbaren „non-rational foundations of personality“ Gemeinsamkeiten der Abstammung, Sprache und lokalen Kultur fortwirken (Geertz 1963, S. 128). In dieser schwächeren Form des Essentialismus werden naturale Voraussetzungen behauptet, die den Ausgangspunkt (und damit die Erklärung!) für spätere soziale Phänomene liefern. Die Nationalismusforschung der letzten Jahrzehnte zieht diese Befunde in Zweifel und zeigt wie Gemeinsamkeiten durch den Diskurs des Nationalismus erst konstruiert werden. Anderson (1983) etwa fasst die Konstruktivität der Nation mit der Bezeichnung „imagined communities“. Gellner (1983) sieht Nationalismus als Folge der wirtschaftlichen Modernisierung. Im Zusammenhang dieser Arbeit geht es nicht darum, Theorien der Konstruktion der Nation im Detail nachzuzeichnen, sondern die zentrale Einsicht aufzunehmen, dass die soziale Kategorie Nation als Konstruktion aufgefasst werden muss und somit der

Konstruktionsprozess selbst zum Gegenstand der Forschung wird. Gemeinsamkeiten sind nicht gegeben, sie müssen konstruiert werden, damit sie vorgestellt werden können. Nationalismus ist ein Diskurs, der die Idee der Nation konstruiert und verbreitet. In dieser Betrachtung liegt das Augenmerk dann auch auf Institutionen und Machtrelationen, die die Verbreitung vorantreiben. Das gilt nicht nur für die Nation sondern für alle sozialen Kategorien. Aus der Perspektive des sozialen Konstruktivismus sind Kollektive soziale Artefakte, die erst konstruiert werden müssen.

Kommen wir zurück auf die Definition von sozialer Identität, wie sie bei Fearon (1999) zu finden ist. Soziale Identitäten beziehen sich auf soziale Kategorien. Soziale Kategorien sind selbstverständlich sozial konstruiert, d. h. sie sind historisch kontingent, können sich also ändern und sind das Produkt von menschlichem Bewusstsein. Das Argument der Konstruiertheit sozialer Identität ist also kein schwieriges. Was sonst sollten sie sein? Trotzdem gilt als eine der zentralen Einsichten des sozialen Konstruktivismus, dass Identitäten sozial konstruiert sind. Es bleibt relevant, weil es der persönlichen Erfahrung widerspricht. Individuen erfahren soziale Kategorien oft so, als ob sie natürlich, fixiert und unvermeidlich wären. Kategorien treten Individuen als soziale Realitäten gegenüber. Diese Erfahrung, gilt es in den Sozialwissenschaften durchaus ernst zu nehmen. Soziale Kategorien sind konstruiert, aber das heißt nicht, dass sie für Individuen ohne Beschränkungen frei wählbar und unmittelbar veränderbar wären.

Die Konstruiertheit von sozialen Kategorien offengelegt zu haben, das dürfen die Sozialwissenschaften bereits für sich in Anspruch nehmen. Ein weitaus höherer theoretischer Anspruch und ungleich größeres aufklärerisches Potential liegt jedoch in Versuchen, den Konstruktionsprozess selbst in den Blick zu nehmen.

In der Einsicht in die soziale Konstruiertheit von sozialer Identität liegt auch eine tiefe Konsequenz für die Konzeption personaler Identität. Personale Aspekte sind ihrem Inhalt nach darauf ausgerichtet, uns von anderen zu unterscheiden. Ihrer Genese nach sind sie jedoch genauso sozial. Von allem Anfang an erfahren wir durch die Kommunikation über Sprache von anderen, wer wir sind und wie wir sind. Es macht keinen Sinn, Identitätsstrukturen bereits im Individuum angelegt zu sehen, sei es im genetischen Code oder im Gehirn. Das differenzierte neuronale Netzwerk des Gehirns freilich ist eine Bedingung der Möglichkeit, dass Menschen über den Kontakt mit ihrer sozialen Umwelt durch Denken und Sprache reflexiv ein Selbstverständnis ausbilden können (zu einer

systematischen Ausarbeitung siehe Dux 2000). Wenn ich über meine individuellen Eigenschaften spreche, die mich von anderen unterscheiden, reflektiere ich über die Erfahrung, die ich mit der sozialen Umwelt gemacht habe. Ich verwende Begriffe, die mich bezeichnen, die ihre Bedeutung jedoch dem sozialen Kontext schulden. Ein Beispiel soll das verdeutlichen: Wenn ich über mich sage „Ich bin ehrlich“, dann gewinnt diese Aussage erst dadurch Bedeutung, indem ich andere Menschen als ehrlicher oder weniger ehrlich wahrnehmen kann. Identität ist nie absolut, sie ist immer relational, Identität ist ohne Differenz nicht denkbar. Identitäten, auch personale Identitäten, sind ihrer Genese nach sozial. Damit soll an dieser Stelle nicht behauptet werden, das Selbstbild der Individuen wäre gänzlich strukturell determiniert. Ein simpler Determinismus kann schnell durch den kreativen und strategischen Einsatz von Identitäten, wie ihn Goffmann (1969) nachzeichnet, von der Hand gewiesen werden. Individuen verfügen eben auch über Bewusstsein, Handlungs- und Reflexionsfähigkeit. Der Reiz des Konzepts Identität in den Sozialwissenschaften besteht gerade darin, die Beziehung zwischen Individuum und der Struktur der Gesellschaft festzustellen und danach zu verlangen, das wechselseitige Verhältnis von Handeln und Struktur einsichtig zu machen (Williams 2000). Je mehr der Schwerpunkt auf die Akteursperspektive gelegt wird, desto stärker erscheint Identität als „subjektive achievement of rational individual subjects“ (Jamieson 2002, S. 519). Je mehr der Schwerpunkt auf Struktur gelegt wird, desto stärker erscheint Identität als „a reflexion of individual membership of particular social categories or collectivities“ (Williams 2000, S. 55).

6 Identitätstheorien

6.1 Die Identity Theory

Die Identity Theory kann in der Theorietradition des Symbolischen Interaktionismus verortet werden. Schon Mead (Mead 1995 [orig. 1934, unter dem Titel „Mind, Self and Society“]) verweist auf den Einfluss der Gesellschaft auf das individuelle Handeln durch den notwendigen Einfluss der Gesellschaft in der Herausbildung eines Selbst-Konzepts bzw. einer Identität. Der Begriff „Symbolischer Interaktionismus“ und das, was wir heute in den Sozialwissenschaften gemeinhin damit assoziieren, wird von Blumer (1981) geprägt. Blumer bezieht sich auf die Arbeiten Meads, konzentriert seine theoretischen Anstrengungen jedoch darauf zu zeigen, wie Individuen Objekten Bedeutungen verleihen und in Interaktionssituationen Bedeutungen aushandeln. Blumers Programm ist eine starke Einschränkung im Vergleich zu den Ausgangspunkten von Mead oder Cooley (Joas 1988). Stryker (1980), der grundlegende Arbeiten zur Identity Theory vorlegt hat, bezeichnet seinen Ansatz dann auch als „Symbolic Interactionism: A Structural Approach“. Die Identity Theory grenzt sich von der einseitigen Darstellung Blumers ab, die zumindest nicht verhindert, dass der Eindruck entsteht, Individuen könnten Situationen gänzlich frei, wie sie wollten, definieren und die Gesellschaft wäre ohne Organisation und Struktur (Stets & Burke 2005).

Grundannahme der Identity Theory ist ein wechselseitiges Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Relativ stabile Positionen in der Struktur der Gesellschaft werden als Rollen bezeichnet. Personen, die in einer strukturierten Gesellschaft handeln, benennen sich selbst und andere als Inhaber von Rollen. Diese Benennungen haben signifikante Bedeutungen: Sie transportieren Erwartungen bezüglich des eigenen Verhaltens und des Verhaltens der Anderen. Identität meint die Selbstbezeichnung als Träger einer Rolle und die Verinnerlichung des Bedeutungsgehalts und der Verhaltenserwartungen einer Rolle. Identität strukturiert und leitet soziales Handeln. Da Individuen verschiedene Rollen einnehmen, besteht das Selbst-Konzept aus einem Bündel von Rollenidentitäten. Die Frage, wann Identitäten für Individuen relevant werden, wird mit dem Konzept der „Salienz“ (salience) diskutiert. Salienz bezeichnet die Wahrscheinlichkeit, dass eine bestimmte Identität aktiviert wird (Stryker 1980). Salienz wird demnach probabilistisch verstanden. Wesentlich beeinflusst wird diese Wahrscheinlichkeit durch die Position des Individuums in der Struktur der Gesellschaft (Stets & Burke 2000). Die subjektive

Bindung an eine Rollenidentität wird als „commitment“ bezeichnet. „Commitment“ ist quantitativ und qualitativ bestimmt, einerseits durch die Anzahl von Personen, mit denen man durch eine bestimmte Rollenidentität verbunden ist, andererseits durch die relative Stärke dieser Beziehungen („ties“) (Stryker & Serpe 1994).

Salienz wird in der Identity Theory als Eigenschaft einer Identität aufgefasst und nicht als Eigenschaft des sozialen Kontexts. Salienz ist eine Voraussetzung des Handelns, wird aber unterschieden vom tatsächlichen Handeln nach einer Rollenidentität („activation“). Die Trennung von Salienz und „activation“ ist allerdings begrifflich nicht stimmig gelöst. In der Definition von Salienz, die Stets und Burke (vgl. oben) geben, wird Salienz ja gerade als Aktivierung einer Identität bestimmt. Dennoch ist diese Unterscheidung wichtig, um strukturelle Eigenschaften des Interaktionskontexts und der Gesellschaft, etwa das Vorhandensein von Rollenpartnern, im Wechselspiel mit subjektiven Handlungsmotiven mit berücksichtigen zu können. Verschiedene Identitäten sind nach ihrer Salienz hierarchisch geordnet („salience hierarchy“). Theoretisch wird damit fassbar, wie verschiedene Individuen, die die gleichen Rollenidentitäten haben, in der gleichen Situation, unterschiedlich handeln können – Sie ordnen die betreffende Identität unterschiedlich hoch im Vergleich zu anderen Identitäten ein.

Wird eine Rollenidentität aktiviert, setzt der kognitive Prozess der „self-verification“ ein (Burke 1991). Das Individuum übernimmt die Bedeutungen und Normen, die es mit einer Rolle assoziiert. Im eigenen Handeln versucht es, konsistent mit den Rollenanforderungen zu bleiben. Motiviert wird das Individuum dazu, durch eine Steigerung des Selbstwerts im erfolgreichen Rollenhandeln. Dabei spielen das Erleben der eigenen Handlungsfähigkeit („self-efficacy“) sowie positives Feedback von Interaktionspartnern eine Rolle.

6.2 Die Social Identity Theory

Die Social Identity Theory beschäftigt sich mit der Frage, wie Individuen dazu kommen, sich als Teil einer Gruppe („in-group“) im Vergleich mit einer anderen Gruppe („out-group“) zu sehen und welche Konsequenzen diese Kategorisierung hat. Sie ist im Wesentlichen an Laborexperimenten entwickelt und getestet worden. Tajfel und seine Kollegen (Tajfel 1978) konnten in den 1970er Jahren in einer Reihe von

Laborexperimenten nachweisen, dass die willkürliche, im Experiment manipulierte Zuordnung zu zwei Gruppen ausreicht, um Gruppenphänomene zu befördern. Die Probanden wurden nach der Kategorisierung aufgefordert, einen Aufteilungsmodus für die Verteilung eines bestimmten Geldbetrags anzugeben. Dabei konnte eine Favorisierung der eigenen Gruppe beobachtet werden, wobei die grundlegende Strategie nicht auf den höchsten Gewinn der Gruppe abzielte, sondern auf die Maximierung der Differenz zwischen den Gruppen. Die Ergebnisse wurden als „minimal group paradigm“ berühmt.

Soziale Identität meint das subjektive Bewusstsein einer Person, dass sie zu einer sozialen Kategorie oder Gruppe gehört. Tajfel (1978, S. 63) gibt eine der meist zitierten Definitionen: soziale Identität ist „[...] that part of an individual's self concept which derives from his/her knowledge of his/her membership of a social group (social groups) together with the value and emotional significance attached to this“.

Kategorisierung gilt als basales Prinzip menschlicher Wahrnehmung, um das Übermaß an Information aus der Umwelt zu verarbeiten. Stimuli, sowohl natürlicher als auch sozialer Art, werden nach Ähnlichkeiten und Differenzen strukturiert. Personen, die ein Individuum als ihm ähnlich wahrnimmt, kategorisiert das Individuum als „in-group“. Personen, die sich vom Individuum in seiner Wahrnehmung unterscheiden, werden kategorisiert das Individuum als „out-group“. Folglich kommt es zu einer Akzentuierung der wahrgenommenen Ähnlichkeiten zwischen dem Individuum und anderen Mitgliedern der „in-group“ sowie der wahrgenommenen Differenzen zwischen dem Individuum und Mitgliedern der „out-group“. Diese Akzentuierung betrifft alle Einstellungen, Normen und Werte, die als mit der vorgenommenen Kategorisierung korreliert wahrgenommen werden. Im Vergleich von „in-group“ und „out-group“ werden Dimensionen des Vergleichs akzentuiert, die die „in-group“ positiv und die „out-group“ negativ bestimmen. Motiviert wird diese Art der selektiven Wahrnehmung durch das subjektive Bedürfnis nach Selbstwert bzw. der Steigerung des Selbstwerts. Die positive Evaluation der „in-group“ im Vergleich zur „out-group“ befördert die positive Selbst-Evaluation als Gruppenmitglied (Prozess des sozialen Vergleichs, „social comparison“). Durch eine derartige Akzentuierung werden die Wahrnehmungen und Handlungen von Individuen, die sich mit einer Gruppe identifizieren, vereinheitlicht. Dieser kognitive Prozess wird als Depersonalisierung („depersonalization“) bezeichnet (Hogg et al. 1995). Das Individuum sieht sich als Verkörperung des Prototyps der „in-group“, also der Bedeutungen und

Normen, die das Individuum mit der sozialen Kategorie assoziiert, und handelt danach. Generell liegt Depersonalisierung so unterschiedlichen sozialen Phänomenen wie kollektivem Handeln, Altruismus, Stereotypisierung und Ethnozentrismus zugrunde (Turner et al. 1987).

Salient im Sinne der Social Identity Theory ist eine soziale Identität dann, wenn sie in einer Situation aktiviert wird. Salienz selbst kann hier nicht als ein kontinuierliches probabilistisches Konstrukt betrachtet werden. Eine soziale Identität ist entweder salient oder nicht, und das kann nur in einer bestimmten Situation beobachtet werden. Ob eine soziale Identität salient wird, hängt von kognitiven Faktoren und von Eigenschaften der konkreten sozialen Situation ab. Oakes (1987) diskutiert etwa das Wechselspiel von „accessibility“ und „fit“. „Accessibility“ meint die latente Bereitschaft der Aktivierung einer sozialen Identität, die wiederum von den aktuellen Handlungen und Zielen der Person und den subjektiv wahrgenommenen Wahrscheinlichkeiten, dass bestimmte Ereignisse in einer bestimmten Situation stattfinden bzw. bestimmte Objekte in einer Situation vorgefunden werden, bestimmt wird. „Fit“ meint eine Übereinstimmung in der Wahrnehmung der konkreten Situation mit im Gedächtnis gespeicherten Spezifikationen einer Kategorie. Dabei wird zwischen zwei Komponenten unterschieden: „comparative fit“ und „normative fit“. Eine soziale Kategorie hat „comparative fit“, wenn die Differenzen innerhalb der Gruppe als kleiner wahrgenommen werden, als die Differenzen zwischen den Gruppen. Eine soziale Kategorie hat „normative fit“, wenn der Inhalt der Kategorie als sozial erwünscht in der Gesellschaft wahrgenommen wird.

Die Social Identity Theory wurde in Wesentlichen an Laborexperimenten getestet und weiterentwickelt. In Laborexperimenten wird die Kategorisierung extern vorgegeben und eindeutig bestimmt. Pobanden wird etwa, nachdem ihnen eine Reihe von Gemälden gezeigt wurde und sie die Gemälde bewertet haben, gesagt, dass sie eindeutig Klee oder Kandinsky bevorzugen (unabhängig von ihren tatsächlichen Bewertungen).

Reale soziale Phänomene unterscheiden sich von der Laborsituation insbesondere dadurch, dass die Kategorisierung selbst sozialen Ursprungs ist. Wonach Individuen kategorisieren, also die soziale Konstruktion von Wahrnehmungsschemata bleibt in der Social Identity Theory außen vor. Wesentliche Aspekte der sozialen Realität, wie etwa die unterschiedliche Stärke einer Identität und die individuelle Entscheidung sich mit etwas zu identifizieren („identity choice“) kommen nicht in den Blick (Huddy 2001). Bei der Zuordnung zu Gruppen im Experiment wird einfach angenommen, dass sich bei allen

Probanden gleichermaßen eine Gruppenidentität ausbildet. Analysiert werden viel mehr die Konsequenzen von Gruppenmitgliedschaft auf Intergruppenkonflikte als die Entstehung von Gruppenidentitäten. Die Salienz einer Gruppenidentität wird dann leicht zu einem „Alles-oder-Nichts“-Phänomen: Die Gruppenidentität ist salient, wenn man Mitglied einer Gruppe ist. Der Konstruktionsprozess der Kategorie bzw. der Gruppe selbst kann in der gewählten experimentellen Anordnung in seinen Auswirkungen auf Salienz und Handeln nicht untersucht werden. Soziale Kategorien und Gruppen unterscheiden sich in dem Ausmaß, in dem sie es Individuen erlauben eine Identität anzunehmen oder abzulegen. Die Abgrenzungen von sozialen Kategorien und Gruppen können unterschiedlich klar sein und in unterschiedlichem Ausmaß geteilt werden. Huddy (2001, S. 140f.) benennt folglich die Permeabilität und die Ambiguität von Gruppen als mögliche Einflussgrößen auf den Prozess der Identifikation.

Aufmerksamen Lesern wird es aufgefallen sein: In der Darstellung der Social Identity Theory wurde von sozialen Kategorien und sozialen Gruppen gleichermaßen gesprochen ohne zu differenzieren. – Und genau das kann man der Social Identity Theory auch vorhalten, wenn man sie auf die soziale Realität anwenden möchte. In der deutschsprachigen Soziologie wird Gruppe zumeist als Bezeichnung für eine überschaubare Anzahl von Individuen verwendet, die in einem dauerhaften Interaktionszusammenhang stehen sowie Ziele und Normen teilen (vgl. dazu Hillmann 1994, S. 310f.). Im Englischen wird „group“ oft wesentlich unbestimmter verwendet und auf unterschiedliche Kollektive bezogen. Fehlt eine angemessene Definition, ist „group“ eher im Sinne von „Gruppierung“ aufzufassen. Im Zusammenhang mit Identität lässt sich aber eine sinnvolle Unterscheidung zwischen Gruppe („group“) und Kategorie („category“) treffen, die wenig mit der Größe eines Kollektivs zu tun hat. Im Anschluss an die klassische Unterscheidung von Karl Marx zwischen einer „Klasse an sich“ und einer „Klasse für sich“, differenziert Jenkins (2000) zwischen einer Kategorie an sich („a category in itself“) und einer Gruppe für sich („a group for itself“). Kategorie, genauer der Prozess der Kategorisierung, meint die Benennung eines Kollektivs durch andere. Gruppe, genauer der Prozess der Gruppenidentifikation, stellt darauf ab, dass sich die Mitglieder eines Kollektivs ihrer Mitgliedschaft bewusst sind. Ein tatsächliches Kollektiv ist immer durch beide Prozesse mitbestimmt (Jenkins spricht von der „internal-external dialectic of collective identification“). In den Laborexperimenten der Social Identity Theory wird allerdings das eine mit dem anderen gleichgesetzt: Die Gruppe ist rein durch

die externe Kategorisierung gekennzeichnet. Anders formuliert, die Gruppe der Social Identity Theory ist einzig durch ihre Abgrenzung bestimmt. Dabei geht allerdings der Aspekt der Bedeutung der Gruppenmitgliedschaft verloren, der vor allem dann wichtig wird, wenn Identitäten nicht wie im Labor askriptiv sind, sondern auch die subjektive Aneignung von Identitäten untersucht werden soll (Huddy 2001, S. 142). Identitäten können mit unterschiedlichen Bedeutungen belegt werden. Die Bedeutungen können umstritten sein.

6.3 Identity Theory und Social Identity Theory im Vergleich

Selbstverständlich finden sich in beiden Traditionen spezifische Modifikationen und Erweiterungen, zumal es sich um lebendige, in Weiterentwicklung begriffene theoretische Projekte handelt (vgl. für einen Überblick Hogg et al. 1995, Stets & Burke 2000, Stryker & Burke 2000). Sowohl die Identity Theory als auch die Social Identity Theory liefern theoretische Perspektiven auf den sozialen Charakter und die soziale Konstruktion des Selbstkonzepts von Individuen und deren Einfluss auf das soziale Handeln. Das Selbstkonzept wird in beiden Theorietraditionen als ein reflexives begriffen. Das heißt, das Individuum kann sich selbst als Objekt betrachten und sich selbst mit Bezug auf soziale Kategorien und Klassifikationen benennen. Die Social Identity Theory fasst diesen Prozess mit dem Begriff der Selbst-Kategorisierung („self-categorization“) (Turner et al. 1987), die Identity Theory mit jenem der Identifikation („identification“) (Stryker 1980). Identitäten werden in diesen Prozessen geformt, sie werden sozial konstruiert. Soziale Identitäten bestehen aus Ansichten des Individuums über sich selbst, die als Produkt reflexiver Prozesse in der Auseinandersetzung mit der Gesellschaft entstehen. Beide Theorietraditionen gehen davon aus, dass Individuen sich selbst mit Bedeutungen versehen, die durch eine strukturierte Gesellschaft vorgegeben sind. Während die Social Identity Theory die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen als Basis sieht, nimmt die Identity Theory die Ausübung von Rollen zum Ausgangspunkt (Stets & Burke 2000, S. 6). Gemeinsam ist ihnen die Ablehnung von Perspektiven, die ein Subjekt behaupten, dass unabhängig von und vor der Gesellschaft existieren würde (Hogg et al. 1995).

Wesentliche Differenzen gründen in den unterschiedlichen Phänomenen, auf die die Theorien Bezug nehmen. Gruppenbasierte Identitäten, wie sie die Social Identity Theory

diskutiert, fokussieren auf die einheitliche Wahrnehmung und Handlungsweise von Gruppenmitgliedern. Hingegen rückt die Identity Theorie rollenbasierte Identitäten ins Zentrum, die sich gerade durch ihre Differenz auszeichnen. In vielen sozialen Interaktionen, besonders in jenen institutionalisierter Art, stehen die einzelnen Identitäten in wechselseitiger Beziehung zueinander; sie sind komplementär („roles“ und „counter-roles“). In anderen Interaktionssituationen liegt das Gelingen der Interaktion darin, unklare bzw. konkurrierende Rollenidentitäten aufeinander abzustimmen und Bedeutungen auszuhandeln (Stets & Burke 2000, S. 7ff.). Stets & Burke sehen die beiden Theorien in dieser Hinsicht als komplementär und integrationsfähig. Sie verweisen auf die klassische Unterscheidung Durkheims in organische und mechanische Solidarität: „People are tied organically to their groups through social identities; they are tied mechanically through their role identities within groups. A full understanding of society must incorporate both the organic/group and the mechanical/role form because each is only one aspect of society that links to individual identities in separate but related ways” (Stets & Burke 2000, S. 228).

Die Unterschiede, sowohl im Bedeutungsgehalt der Konzepte, als auch in den Schwerpunkten der in den Blick genommenen Phänomene, lassen sich auch in unterschiedliche wissenschaftssystematische und historische Bezüge einordnen – jene der Psychologie für die Social Identity Theory, jene der Soziologie für die Identity Theory. Bezeichnenderweise wird die Debatte in den USA zwischen der „sociological social psychology“, einer Sektion der American Sociological Association und der „psychological social psychology“, die in der Psychologie verankert ist, geführt. Die Social Identity Theory hat ihre Stärken im elaborierten Modell individueller kognitiver Prozesse zur Erklärung von Gruppenphänomenen. Die Stärke der Identity Theory liegt in dem Versuch, strukturierte Gesellschaft und handelndes Individuum im wechselseitigen Verhältnis in den Blick zu nehmen. Es gelingt eine adäquate Darstellung sozialer Reproduktion. Das Wechselspiel von Handlung und Struktur, im Sinne einer Theorie des sozialen Wandels, wird nur angeschnitten, wenn thematisiert wird, wie Rollen ausgehandelt werden und Rollenkonflikte auftreten. Trotz der Diskussion von „normative fit“ und „comparative fit“ bleibt die Social Identity Theory in ihrem derzeitigen Entwicklungsstand der Perspektive des kategorisierenden Individuums verhaftet. Die Aktivierung von sozialen Identitäten wird auf individuelle und situationale Variabilität zurückgeführt (Stets & Burke 2000, S. 22), strukturelle Momente der Gesellschaft, wie

etwa vorherrschende Diskurse oder arbeitsteilige Differenzierung einer Gesellschaft, finden (noch) keinen adäquaten Platz in der Social Identity Theory. Anders gesagt: Die Social Identity Theory bleibt unkritisch gegenüber sozialen Kategorisierungen und ihrer Verflechtung mit den Machtstrukturen einer Gesellschaft.

Beiden theoretischen Perspektiven gelingt es allerdings nur unzureichend, die Beziehung zwischen personalen Identitäten und sozialen Identitäten zu fassen (Anmerkung: zu einem interessanten Versuch siehe (Deaux 1992), allerdings sind für diese Arbeit primär Theorien sozialer Identitäten relevant). Somit bleiben beide Ansätze im Wesentlichen dabei, strukturelle Einflüsse (Rollen/ Kategorisierungen) auf das Selbstbild und das soziale Handeln des Individuums zu beleuchten. Die Rolle des Individuums bleibt dabei unterbestimmt.¹⁶ In der Identity Theory versteht man unter personaler Identität ein Bündel an Bedeutungen, die das Individuum sich selbst als Person unabhängig von sozialen Rollen zuschreibt (Stets 1995). In dieser Terminologie stellt sich also die Frage nach dem wechselseitigen Bestimmungsverhältnis von Handlung und Struktur als Aufgabe die Beziehung von personalen und sozialen Identitäten theoretisch zu fassen: „If we can integrate these different identity bases and show how they operate simultaneously in a situation, we can address the degree to which individuals are constrained by structural expectations (tied to group and role identities) or have some choice of their enactment (through person identities)“ (Stets & Burke 2000, S. 229f.)

6.4 Die Kritik von Brubaker und Cooper

Brubaker und Cooper (Brubaker & Cooper 2000) liefern eine profunde Kritik der Verwendung des Begriffs Identität in den Sozialwissenschaften. Sie schlagen vor, Identität durch eine Reihe analytisch besser brauchbarer Begriffen zu ersetzen. Identität habe zu viele, zu diffuse Bedeutungen. „'Identity' we argue, tends to mean too much (when understood in a strong sense) and too little (when understood in a weak sense), or nothing at all because of its sheer ambiguity“ (Brubaker & Cooper 2000, S. 1). Mit “identity in a strong sense” meinen Brubaker und Cooper einerseits den Verweis auf eine handlungs- oder einstellungsrelevante Gleichheit („sameness“) von Mitgliedern einer

¹⁶ Einen durchaus interessanten Ansatz, das sog. „cybernetic model“ in dem versucht wird, sowohl „agency“ als auch „structural constraints“ in der Identity Theory angemessen zu erfassen, legte Burke (1991) vor.

Gruppe oder sozialen Kategorien, andererseits den Verweis auf grundlegende, tiefe Eigenschaften, die einem individuellen Selbstbild zugrunde liegen. Wird Identität auf diese Weise verwendet, so liegt nahe, dass Gruppen substantialistisch und Identitäten essentialistisch verstanden werden. Identität ist etwas, das alle Individuen und alle Gruppen haben bzw. haben sollten. Abgrenzungen zwischen Gruppen werden als klar, unproblematisch und gegeben angenommen. Prozesse, die erklärungsbedürftig sind, werden mit dem Begriff Identität gleichsam vorausgesetzt. Diese Vorstellungen sind durch konstruktivistische Perspektiven stark unter Druck geraten. Konstruktivismus ist mittlerweile zum neue „common sense“ derer geworden, die den Begriff Identität verwenden. Meist bleibt es aber bei einem „clichéd constructivism“, der dem Begriff Identität unstimmig beigelegt wird: „Weak or soft conceptions of identity are routinely packaged with standard qualifiers indicating that identity is multiple, unstable, in flux, contingent, fragmented, negotiated and so on. These qualifiers have become so familiar – indeed obligatory – in recent years that one reads (and writes) them virtually automatically. They risk becoming mere place-holders, gestures signalling a stance rather than word conveying meaning” (Brubaker & Cooper 2000, S. 11). Wird andererseits Identität tatsächlich als kontingent, wandelbar und fragmentiert begriffen, so stellt sich erstens die Frage, warum diese Umstände dann noch gegen den Wortsinn als Identität bezeichnet werden sollten. Zweitens – so meinen Brubaker und Cooper – hätte eine solch „schwache“ Konzeption, eben weil sie nur mehr durch Unbestimmtheit bestimmt wäre, kaum noch theoretischen Wert.

Brubaker und Cooper schlagen vor, den hoffnungslos überfrachteten und ambivalenten Begriff Identität durch eine Reihe analytisch besser brauchbarer Konzepte zu ersetzen.

- Identifikation¹⁷ und Kategorisierung („identification and categorization“): Identifikation und Kategorisierung sind prozesshafte Begriffe. Sie legen das Augenmerk darauf, zu spezifizieren, wer sich womit identifiziert und wer wen auf welche Art kategorisiert. Die Frage, wer kategorisiert, öffnet den Blick für machtvolle Akteure und Institutionen, die Individuen kategorisieren - ohne dabei zwangsläufig anzunehmen, dass die derart Bezeichneten ein „Wir-Gefühl“ entwickeln. Wie man sich selbst identifiziert und wie man von anderen identifiziert wird, kann von sozialem Kontext zu sozialem Kontext verschieden sein. Damit wird das dem Begriff der Identität inhärente Problem der Reifizierung beseitigt. „Identification of oneself and of others – is intrinsic to social life; „identity” in the strong sense is not” (Brubaker & Cooper 2000, S. 14).
- „Self-understanding“ und „social location“: die subjektive Wahrnehmung, wer man ist, und die subjektive Wahrnehmung der sozialen Position, verbunden mit wahrgenommenen Handlungsdisposition in bestimmten Situationen. Damit können nicht-instrumentales und kollektives Handeln erklärt werden.
- „Commonality, connectedness, groupness“: Diese Konzepte beziehen sich auf kollektive Entitäten und die Wahrnehmung einer bestimmten, bestimmaren Gruppe sowie subjektiv gefühlte Zugehörigkeit zu einer Gruppe. „Commonality“ meint die Wahrnehmung von geteilten Eigenschaften, „Connectedness“ die Beziehungen, die Individuen verbinden. „Groupness“ bezeichnet das subjektive Gefühl, einer Gruppe anzugehören und ihr verpflichtet zu sein. Im Unterschied zum Begriff der Identität, der wahrgenommene Ähnlichkeiten oder wechselseitige Beziehungen zwangsläufig mit Gefühlen der Zugehörigkeit gleichsetzt, müssen „commonality“ oder „connectedness“ nicht zu einem Zusammengehörigkeitsgefühl führen, sie können dazu führen. Das bleibt offen und damit untersuchbar. Es ist eine empirische Frage, wie unterschiedliche Formen der „connectedness“ und der „commonality“ sowie ihre Aufladung mit Bedeutungen in Diskursen mit „groupness“ in Beziehung stehen.

¹⁷Der Begriff „Identifikaton“ ,wie er hier verwendet wird, ist von der psychoanalytischen Lesart von „Identifizierung“ (Freud 1978 [orig. 1921], S. 453ff.) zu unterscheiden. In der Psychoanalyse wird damit nur beim Kind die früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine andere Person bezeichnet.

Die Kritik von Brubaker & Cooper gilt es ernst zu nehmen. Identität, als omnipräsente Kategorie der politischen Praxis, ist ein an sich wenig brauchbares analytisches Konzept. Identität ist in der Tat kein Konzept das Fragen beantwortet, also Erklärungskraft besitzt, sondern ein Konzept, das Fragen aufwirft. Wertvolle Fragen, wie ich meine – etwa nach dem Verhältnis von selbstbewussten Individuen und der Struktur der Gesellschaft, nach der Konstruktion von sozialen Kategorien und Kollektiven, nach der subjektiven Bindung an Kollektive. Eine Theoretisierung von Identität zwingt, zumindest wenn die Falle des Essentialismus vermieden werden soll, all diese Fragen mitzudenken – „Das macht Kopfweh!“ Identität durch mehrere analytisch brauchbarere Begriffe zu ersetzen, ist ein Weg um diese Fragen klarer denken zu können. Allerdings sollte bewusst gehalten werden, dass wesentliche Fragen bestehen bleiben, sich in der Terminologie von Brubaker & Cooper nur klarer stellen lassen. Etwa: Wie ist das Verhältnis von Kategorisierung durch andere und der subjektiven Identifikation mit Kategorien? Unter welchen Bedingungen führen „connectedness“ oder „commonality“ zu „groupness“ und welche Effekte hat „groupness“ auf das „self-understanding“ in unterschiedlichen Situationen.

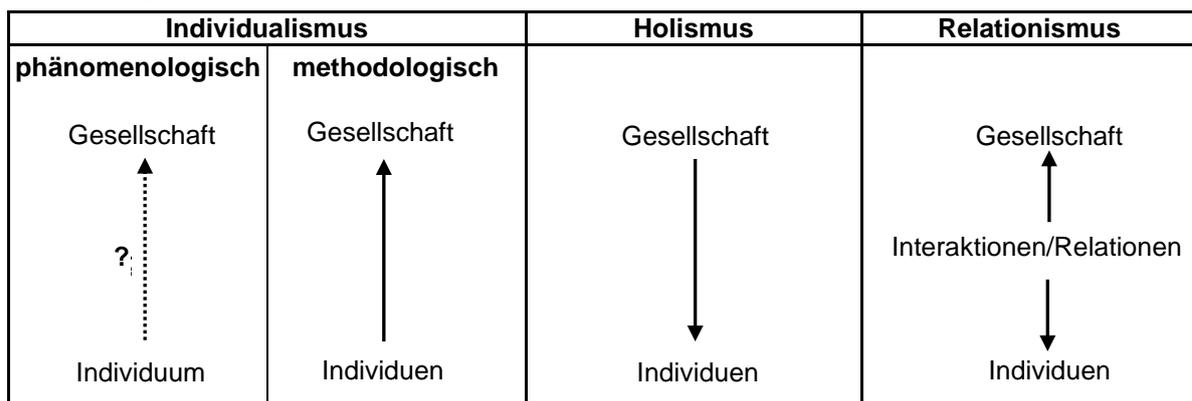
Die analytischen Begriffe aus dem Repertoire von Brubaker und Cooper, insbesondere jene der Identifikation, der „groupness“ und des Selbstverständnisses („self-understanding“), werden in dieser Arbeit herangezogen, um genauer festmachen zu können, welche Facetten der komplexen Debatte um das Konzept der Identität in empirischen Erhebungen tatsächlich in den Blick genommen werden. Andere wichtige Anregungen finden sich jedoch auch in theoretischen Ansätzen, die weiterhin versuchen Identität oder eine bestimmte Form davon zu spezifizieren. Brubaker und Cooper würden meinen, dass dem so ist, nicht weil das Konzept Identität verwendet wird sondern trotzdem.

6.5 Zu einer relationalen Definition von Identität – der Beitrag von Tilly

„Rogers Brubaker and Fred Cooper, two students of social processes whose contributions deserve great respect, have recently proposed that we expunge ‘identity’ from our analytic lexicon because the term has acquired too many meanings and too few specifications (Brubaker and Cooper, 2000). I propose instead that we get identity right” (Tilly 2003, S. 607f.).

Tilly (2002, 2003) verortet seine Konzeption der Identität in der Methodologie des relationalen Realismus („relational realism“), die er individualistischen und holistischen Methodologien in der Verknüpfung von Mikro- und Makrophänomenen überlegen sieht (Tilly 2002, S. 71ff.). Abbildung 2 gibt einen schematischen Überblick der angesprochenen erkenntnistheoretischen Positionen und ihrer Konzeption sozialer Realität.

Abbildung 2 Erkenntnistheoretische Positionen zu sozialer Realität



Anmerkung: Die Abbildung wurde aus Crossley (2005, S. 267) adaptiert, die Skizze zu phänomenologischem Individualismus ist selbst hinzugefügt.

Phänomenologischer Individualismus betrachtet individuelles Bewusstsein als die primäre Grundlage der sozialen Realität. Wird angenommen, dass Individuen keinen Zugang zum Bewusstsein anderer Individuen haben und somit kein Beobachter dem Gefängnis seines eigenen Bewusstseins entkommen kann, so bewegt sich der phänomenologische Individualismus auf eine Position des Solipsismus zu. Auch ohne diese analytisch selbst-destruktive Position betrachten phänomenologische Individualisten Zustände des Körpers und des Geistes wie Impulse, Wünsche und Ideen als grundlegend für soziales Handeln. Makrophänomene können dann nur als Summe von individuellen Reaktionen in ähnlichen Situationen oder als Verteilungen bzw. Verbindungen zwischen individuellen Handlungen gefasst werden. Organisationen und komplexe Institutionen

lassen sich damit nicht sinnvoll fassen. Methodologischer Individualismus beschäftigt sich nicht mit der Tiefe des individuellen Bewusstseins, teilt aber die Annahme, Individuen wären die einzige Grundlage sozialer Realität. Individuen sind durch bestimmte Anlagen und eine individuelle Nutzenfunktion charakterisiert, die innerhalb von Beschränkungen des sozialen Kontexts Wahlentscheidungen generieren. Hinter diesen Entscheidungsmodellen steht jedoch eine allokativer Struktur, die den Individuen vorgegeben und nicht analysiert wird. Die allokativer Struktur wird einfach der eines Marktes ähnlich gedacht. Über welche Mechanismen und Institutionen allokativer Strukturen tatsächlich bestimmt werden, bleibt außerhalb des Bereichs der wissenschaftlichen Analyse. Zwischen sich entscheidenden Individuen und aggregierten Folgen und Ursachen individuellen Handelns bleibt eine unüberbrückbare Kluft.

Holistische Methodologien versuchen die Schwächen des Individualismus zu vermeiden, indem sie übergreifenden sozialen Strukturen eigene, sich selbst erhaltende Logiken zuschreiben. Diese Logiken operieren in klar abgegrenzten Bereichen. So zu denken geht zurück auf Comte, Spencer und vor allem Durkheim, die diesen Bereich Gesellschaft nannten. „Sociology’s greatest victory as an academic discipline brought its greatest defeat as an intellectual enterprise. Persuading others that a distinct realm called ‘society’ and distinct entities called ‘societies’ existed, freed sociologists to justify their studies” (Tilly 1984, S. 20). Das Problem ist nicht, im sozialwissenschaftlichen Denken über das Individuum als grundlegende Einheit hinaus zu gehen, sondern Gesellschaft statisch, dem Körper eines Menschen gleich zu denken und strukturelle Logiken per se auf diese Abgrenzung anzuwenden. Ob der Schwierigkeit Gesellschaften historisch und territorial abzugrenzen, wurden einfach die Grenzziehungen von Nationalstaaten übernommen. Noch heute wird in der Sozialforschung dieses „Containerdenken“ als „methodologischer Nationalismus“ kritisiert (Beck & Grande 2004, S. 33ff, Wimmer & Glick-Schiller 2003). Damit soll weder der Nationalstaat als politischer Akteur noch die nationalstaatliche Verfasstheit von Institutionen in Abrede gestellt werden. Aber nicht alle sozialen Relationen können von vornherein genau auf ihre nationalstaatliche Begrenztheit festgelegt werden. Es ist vielmehr eine empirische Frage, welche sozialen Relationen sich über welche Entfernungen erstrecken und welche sozialen Relationen in einer ähnlichen territorialen Begrenztheit auftreten und einen Raum sozial strukturieren. Manche Relationen, etwa die Mitgliedschaft in Vereinen, werden sich in der Regel auf regionale Ausdehnungen begrenzen, die weitaus kleiner sind als der Nationalstaat. Andere, etwa

bestimmte Interdependenzen des Finanzmarkts, umspannen in der Regel den Globus. „In der Regel“ ist den beiden Beispielen beigelegt um noch einmal deutlich zu machen, dass die Ausdehnung aller sozialen Relationen eine empirische Frage ist. Das Problem ist also nicht der Nationalstaat, sondern die von vornherein vorgenommene Abgrenzung jeglicher „Container“. Eine zusätzliche Problematik holistischer Methodologie liegt daran, Strukturen der Gesellschaft eine sich selbst reproduzierende Macht zuzuschreiben oder ein System zu benennen, das andere Bereiche der Gesellschaft seinen Interessen unterwirft. Zum einen besteht dabei die Gefahr, Strukturen in der Akteursperspektive zu sehen, ihnen Interessen und Mentalitäten zuzuschreiben. Selbst wenn das vermieden wird, haben holistische Methodologien zum anderen Schwierigkeiten, deutlich zu machen, warum und inwiefern die Erfahrungen von Individuen und ihr alltägliches Zusammenleben mit den übergeordneten Strukturen zusammenspielen. Als Lösung bleibt holistischen Ansätzen nur eine Kombination aus Sozialisation und Sanktionsmechanismen.¹⁸

Gleichermaßen gegen individualistische und gegen holistische Ansätze bietet Tilly die Methodologie des relationalen Realismus auf. Schon Karl Marx und Georg Simmel betonten die Bedeutung von sozialen Relationen und betrachteten Individuen und komplexe soziale Strukturen als das Produkt von Regelmäßigkeiten in sozialen Relationen. Auch in der Tradition des amerikanischen Pragmatismus rund um John Dewey und Georg Herbert Mead und in der Figurationsanalyse von Norbert Elias finden sich ähnliche Bemühungen.¹⁹

¹⁸ Zu den holistischen Ansätzen zählt auch die Systemtheorie in der Fassung von Niklas Luhmann, die von Tilly nicht explizit berücksichtigt wird. Den ersten Vorwurf, kollektive Entitäten in der Perspektive des Handelnden zu betrachten, kann man der modernen Systemtheorie sicher nicht machen. Das hängt damit zusammen, dass man ihr auch den zweiten Vorwurf nicht machen kann. Hier bleibt die Systemtheorie in der Fassung von Luhmann zumindest konsequent holistisch und deskriptiv, sie macht die Beziehung von Struktur und Individuum erst gar nicht zu ihrem Gegenstand.

¹⁹ Tilly nennt neben Karl Marx, Georg Simmel und dem amerikanischen Pragmatismus auch Max Weber als Bezug. An der Zuordnung des Werks von Max Weber zu den Vorläufern eines relationalen Realismus bestehen aber erhebliche Zweifel. So kritisiert Elias (1993, S. 121ff.), dass Weber von einer statischen Konzeption des unabhängigen Individuums ausgeht. Gesellschaftliche Strukturen erscheinen Weber dann als Regelmäßigkeiten des unabhängigen Handelns einzelner Individuen. Die Soziologie als verallgemeinernde Wissenschaft beschreibt diese Regelmäßigkeiten. „Er konnte die typischen Gesellschaftsstrukturen, etwa bürokratische Verwaltung, kapitalistische Wirtschaftssysteme oder charismatische Herrschaftstypen, nur als Kunstprodukte der Soziologen selbst rechtfertigen, als präzise und ordentliche wissenschaftliche Vorstellungen, die sich auf etwas bezogen, das in Wirklichkeit strukturlos und ohne Ordnung ist“ (Elias 1993, S.126).

Im relationalen Realismus werden weder Individuen noch die Strukturen der Gesellschaft als fixierte Entitäten angenommen. Transaktionen, Interaktionen, soziale Beziehungen und Konversationen sind die zentralen Bausteine sozialer Realität.

„In relational analysis logical and ontological micro-macro problems dwindle to insignificance as compared with their almost intractable nature in phenomenological individualism, methodological individualism, and holism. They dwindle because relational realism concentrates on connections that concatenate, aggregate and disaggregate readily, form organizational structures at the same time as they shape individual behaviour” (Tilly 2002, S. 72).

Erst in sozialen Relationen konstituieren sich gleichermaßen Individuum und Gesellschaft. Betont wird der prozesshafte Charakter aller sozialen Phänomene. In der Erklärung bestimmter sozialer Phänomene werden indirekte Effekte, kumulative Effekte, unintendierte Effekte und Effekte, die über die nonhumane Umwelt vermittelt werden, hervorgehoben. Individuen sind weder durch die von ihnen abgehobene Struktur der Gesellschaft determiniert, noch ist die Gesellschaft das Ergebnis eines freien Spiels voneinander unabhängiger Individuen. Soziale Relationen können mehr oder weniger dauerhafte Formen annehmen. Flüchtige Konversationen beeinflussen die durch sie verbundenen Individuen mitunter nur einen kurzen Zeitraum. Interaktionen können aber auch in ähnlicher Art und Weise immer wieder auftreten und institutionalisiert werden. Institutionen sind wiederkehrende Muster sozialer Relationen. Diese Sichtweise von Institution hat einen temporalen Aspekt. Institutionen sind scheinbar unabhängige, stabile Aspekte der sozialen Realität („Strukturen“), sie können aber nicht unabhängig von den sozialen Relationen betrachtet werden. Sie werden dauernd reproduziert, damit sie andauern. Macht ist keine Eigenschaft, die bestimmten Gruppen oder Individuen anhaftet, Macht wird in sozialen Relationen prozessiert. Beispielsweise wird die „Arbeiterklasse“ durch die spezifischen sozialen Relationen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern reproduziert.

In der Betrachtungsweise des relationalen Realismus wird das Konzept der Identität von der Problematik eines „inneren Selbst“ gelöst. „Remember our strongly relational postulate: Rather than living inside human bodies, true identities invariably live in ties among persons. (More generally they live in relations among social sites, [...])” (Tilly 2002, S. 48). Soziale Relationen bestehen zwischen „social sites“. Mit „social site“ meint

Tilly „a locus of coordinated social action“ (Tilly 2002, S. 11), also Schauplätze des sozialen, koordinierten, - weil in wechselseitigem Bezug zu anderem sozialen Handeln stehenden – Handelns. „Social sites“ sind sowohl Individuen als auch Haushalte, Nachbarschaften und Organisationen unterschiedlicher Größe und Komplexität. „From the perspective of any social particular social site, an identity is its experience of transactions with another social site: individual to individual, individual to neighbourhood, household to organization, and so on“ (Tilly 2002, S. 11). Die Summe aller Transaktionen zwischen zwei “social sites” ist ihre soziale Relation. Die Einzigartigkeit einer „social site“ besteht aus dieser Perspektive nicht in individuellen Attributen einer „social site“, sondern in einer spezifischen Kombination aus sozialen Relationen. Damit ist nicht gemeint, Identitäten wären vom Bewusstsein des Individuums unabhängig. Natürlich werden Identitäten im individuellen Bewusstsein erfahren. Aber Identitäten sind kein Produkt des individuellen Bewusstseins sondern ein Produkt sozialer Relationen. Tilly definiert Identität als „An actor’s experience of a category, tie, role, network, group, or organization, coupled with a public representation of that experience; the public representation often takes the form of a shared story, a narrative“ (Tilly 2002, S. 80). Bestimmen wir die Begriffe, wie sie Tilly gebraucht, näher:

Akteur („actor“): ein Set an Individuen oder auch ein einzelnes Individuum, dem Beobachter kohärentes Bewusstsein und Intention zuschreiben

Kategorie („category“): ein Set an Akteuren, das durch ein einziges Kriterium, simpler oder komplexer Art, bestimmbar ist

Transaktion („transaction“): eine Kommunikation zwischen einem Akteur und einem anderen Akteur

„Tie“ (soziale Beziehung): eine fortgesetzte Serie von Transaktionen, denen die Beteiligten geteilte Bedeutungen, Erinnerungen, Vorhersagen, Rechte und Pflichten zuschreiben

Rolle („role“): ein Bündel an „ties“ eines Akteurs

Netzwerk („network“): Ein mehr oder weniger homogenes Set an „Ties“ zwischen drei oder mehr Akteuren.

Gruppe („group“): Das Zusammenfallen einer Kategorie mit einem Netzwerk, also ein bestimmbares Set von Akteuren, die durch fortgesetzte, subjektiv sinnhafte Transaktionen miteinander in Beziehung stehen

Organisation („organisation“): Eine Gruppe, in der zumindest ein Akteur das Recht hat, für die ganze Gruppe zu sprechen

Wenn Identitäten auf sozialen Relationen basieren, wird es augenscheinlich und theoretisch leicht fassbar, dass Individuen multiple Identitäten haben (ähnlich, allerdings ohne eine explizit relationistische Methodologie zu vertreten Smith 1992, S. 58ff.).

Individuen haben eben auch mehrere soziale Beziehungen, gehören mehreren Netzwerken und mehreren Gruppen an. Identitäten, also die sozialen Repräsentationen verschiedener Relationen, haben vier Eigenschaften gemeinsam ((Tilly 2003, S. 608):

1. eine Grenze, die mich von dir trennt oder uns von ihnen
2. ein Set von sozialen Relationen innerhalb der Grenzen
3. ein Set von sozialen Relationen über die Grenze hinweg
4. ein Set an Narrativen („stories“) über die Grenze und die sozialen Relationen

Tilly (2002, S. 12) differenziert die unterschiedlichen Identitäten auf einem Kontinuum, deren Pole er „embedded“ („eingebettet“) und „detached“ („distanziert“, „entrückt“) nennt. „Embedded“ sind soziale Relationen und deren Repräsentationen, wenn sie ein weites Spektrum an sozialen Interaktionen der Lebenswelt durchdringen, etwa die Identität als Freund oder als Frau bzw. Mann. „Detached“ sind soziale Relationen und deren Repräsentationen, wenn sie selten in sozialen Interaktionen der Lebenswelt aufscheinen, etwa die Identität als „Staatsbürger“. In den Begriffen, die verschiedene Formen sozialer Relationen fassen, läge durchaus Potential für eine weitere Differenzierung zwischen verschiedenen Formen der Identität – etwa zwischen Identitäten, die auf der Zuordnung von Kategorien zu den sozialen Transaktionen von Akteuren basieren und Identitäten, die auf sozialen Gruppen basieren. Eine genaue Differenzierung, die über das Beispielhafte hinausgeht liefert Tilly allerdings nicht. Sein Hauptaugenmerk liegt auf dem Gebiet der politischen Identitäten, denen er vehement theoretisches Gewicht als Bestimmungsfaktoren kollektiven Handelns und politischen Wettstreits einräumt. Politische Identitäten sind jene Identitäten, denen eine soziale Relation mit Individuen oder Organisationen, die konzentrierte Gewalt kontrollieren, zu Grunde liegt (Tilly 2002, S. 61). Eine Organisation, die Rechtsgewalt über alle Personen in einem bestimmten Territorium ausübt, bezeichnen wir als Regierung. Sofern die Organisation in diesem Territorium keine Rivalen und keine übergeordneten Instanzen kennt, nennen wir sie einen Staat. Politische Identitäten sind immer relational und auch immer kollektiv, weil sie auf den geteilten Relationen mit Regierungen und Staaten

beruhen. Politische Identitäten ändern sich, wie sich auch politische Netzwerke, politische Möglichkeiten und Strategien ändern. Wie aber ändern sich politische Identitäten genau? Hier fehlt es an kausalen theoretischen Modellen.

Tilly (2003, S. 611f.) nennt zwei wesentliche Bereiche, die theoretischer Arbeit und empirischer Klärung bedürfen:

1. Was lässt die involvierten Prozesse, etwa die Konstruktion einer geteilten Narration, beginnen und sich verändern? („generation“)
2. Wenn diese Prozesse bereits laufen, wie beeinflussen sie soziales Handeln im kleinen, lebensweltlichen Rahmen und im großen, gesellschaftlichen Rahmen? („constraints“)

Tilly (2003, S. 614f.) diskutiert drei schlechte Antworten, die auf diese Fragen bereits gegeben wurden:

Narrative („stories“) würden das individuelle Bewusstsein verschiedener Individuen in ähnlicher Weise verändern. Aus ähnlichem individuellen Bewusstsein wird dann auf kollektives Bewusstsein aggregiert. Dadurch wird aber nicht erklärt, wie relativ einheitliche Narrative überhaupt entstehen. Außerdem wird nicht darauf eingegangen, wie sich die unterschiedlichen Erfahrungen, die Individuen bereits haben, auswirken, wenn sie einem Narrativ ausgesetzt sind.

Narrative, die der Gesellschaft bzw. einer dominanten Gruppe in der Gesellschaft dienen, setzen sich durch. Solche Antworten beziehen sich auf einen dubiosen Akteur – die Gesellschaft als Ganzes oder eine vereinheitlichte dominante Gruppe – und werfen die Frage auf, wie diese Akteure denn handeln.

„Die Kultur“, als Sammelbecken kollektiver Erfahrung, produziere Beschränkungen im Operieren politischer Identitäten. Auch dahinter vermutet Tilly eine dubiose Vorstellung eines Akteurs: Wie beschränkt Kultur die Artikulation neuer politischer Identitäten? Wie ändern sich geteilte Bedeutungen und deren Repräsentationen in Objekten und Praxen, also Kultur?

Bei Tilly finden sich nach der tiefen Kritik schlechter Antworten Hinweise auf bessere Alternativen. Allerdings nur Hinweise, er selbst spricht treffend von „three cloudy mirrors“ (Tilly 2003, S. 619) Der erste ist politisches „entrepreneurship“. Politische Akteure versuchen oft die Wahrnehmung von Identitäten als „detached“ in eine

Wahrnehmung als „embedded“ zu transformieren. Würde der Ansatz nur auf individuelle Akteure fokussieren, stünde schnell die Frage im Raum, warum manche politischen Akteure in der Politik der Identitäten erfolgreich sind und andere nicht. Tilly geht es vor allem darum, soziale Prozesse, die Netzwerke und geteilte Abgrenzungen von Akteuren formen, zu analysieren. Mit dem Ausdruck „kreative Interaktion“ („creative interaction“) verweist Tilly darauf, dass es zu analysieren gilt, wie Versammlungen, Proteste, Demonstrationen als „improvisierte Abenteuer“ („improvisatory adventures“) zu Stande kommen und neue kollektive Möglichkeiten schaffen, auf die Frage „Wer bist du?“ zu antworten. Unter dem Begriff „cultural ecology“ schlägt Tilly vor, zu analysieren, wie sich Information über Netzwerke verbreiten und wie Einzelereignisse an verschiedenen Orten gemeinsam artikuliert werden.

Exkurs II

Begriffsklärung zu personaler, sozialer und kollektiver Identität

Ohne sich die Konstruiertheit von Identität und ihre relationalen Grundlagen zu vergegenwärtigen, bleibt kollektive Identität ein gefährlicher Begriff. Kollektive werden dann schnell als fixierte Entitäten gedacht, die gleich einem Individuum ein Bewusstsein und innere Eigenschaften haben und ein Eigenleben führen. Kollektive Identitäten, wie sie hier verstanden werden, haben ihre Grundlage in sozialen Relationen und äußern sich in geteilten Repräsentationen im individuellen Bewusstsein. Diese Repräsentationen, die auch als Narrative bezeichnet werden, müssen erst sozial konstruiert werden. Zu Beginn der Diskussion theoretischer Ansätze wurde nach dem Inhalt einer Identität in personale und soziale Identitäten unterschieden (vgl. Kap. 5.2). Personale Identitäten haben Repräsentationen zum Inhalt, die mich von anderen unterscheiden. Soziale Identitäten haben Repräsentation zum Inhalt, die ich mit anderen teile. Später wurde betont, dass alle Identitäten insofern soziale Identitäten sind, als sie sozial konstruiert werden müssen (vgl. Exkurs I). „Sozial“ wurde also in doppelter Bedeutung verwendet. Einerseits um zu bestimmen, wie Identitäten überhaupt entstehen. Andererseits um einen bestimmten Inhalt von Identitäten zu signalisieren. Dieses Durcheinander kann an dieser Stelle beseitigt werden:

Alle Identitäten sind sozial konstruiert.

Alle Identitäten finden sich als Repräsentationen im individuellen Bewusstsein.

Es macht Sinn Identitäten nach ihrem Inhalt in personale und kollektive Identitäten zu unterscheiden: Personale Identitäten sind Repräsentationen der Differenz zwischen Individuen. Kollektive Identitäten sind Repräsentationen der Gemeinsamkeiten einer Gruppierung von Individuen. Diese Gruppierungen („Sets“) von Individuen können nach der Art ihrer sozialen Relationen in Kategorien, Netzwerke und Gruppen unterschieden werden.

Europäische Identität ist im Sinne dieser Festlegungen als eine sozial konstruierte, kollektive Identität zu bestimmen.

6.6 Das Model kollektiver Identität von Abdelal et al.²⁰

Kollektive Identitäten, die in politischen Prozessen starke Wirkung zeigen, sind durch weithin geteilte Narrative gekennzeichnet. Dass Erzählungen geteilt werden, darf aber analytisch nicht vorgegeben werden. Politische Identitäten werden erst im politischen Prozess selbst konstruiert, das heißt eine soziale Relation mit Regierungen oder Staaten wird mit Bedeutungen belegt. Nichts steht dafür, anzunehmen, die Bedeutungen würden per se geteilt bzw. zu behaupten, eine politische Identität hätte per se nur eine möglichen Bedeutung. Inhalte von Identitäten können in unterschiedlichem Ausmaß umstritten sein. Abdelal et. al (2006) berücksichtigen in ihrem analytischen Modell kollektiver Identitäten den Grad an Umstrittenheit („contestation“) und spezifische Inhalte kollektiver Identitäten („content“). Der Inhalt einer kollektiven Identität wird durch vier Bereiche definiert.

Tabelle 1 **Inhalte von kollektiven Identitäten nach Abdelal et al. (2005)**

Constitutive norms (normative content)	Norms or rules that define group membership
Social Purposes (purposive content)	Goals or purposes shared by an identity group
Relational Comparisons (relational content)	Views and beliefs about other identities or groups, which are shared by an identity group
Cognitive Models (cognitive content)	Worldviews or understandings of political and material conditions and interests, which are shared by an identity group

Quelle: (Abdelal et al. 2005), in der auf diesem Paper basierenden Publikation (Abdelal et al. 2006) ist diese Tabelle nicht mehr enthalten.

Der normative Inhalt einer kollektiven Identität spezifiziert ihre konstituierenden Normen. Dazu gehören einerseits Regeln der Mitgliedschaft in Kollektiven. Regeln der Mitgliedschaft können, müssen aber nicht legal fixiert sein. Andererseits zeigt sich der normative Inhalt von kollektiven Identitäten in kollektiven Erwartungen und individuelle Verpflichtungen. Rollenidentitäten bezeichnen etwa einen Spielraum an angemessenem Verhalten in einer sozialen Rolle. Aber konstituierende Normen haben ihre Bedeutung

²⁰ Dabei handelt es sich um die Ergebnisse einer mehrjährigen Forschungskoooperation am Weatherhead Center for International Affairs der Harvard University. Zu einer Dokumentation der Aktivitäten und weiteren Unterlagen siehe <http://www.wcfia.harvard.edu/misc/initiative/identity/index.htm> [10.09.2007].

neben diesem verhaltensregulierenden Effekt vor allem darin, dass andere auf ihrer Basis das Individuum als einer kollektiven Identität zugehörig anerkennen beziehungsweise das Individuum einer kollektiven Identität zuordnen. „Thus, constitutive norms do not determine the preferences of a group; rather, they define the boundaries and practices of a group“ (Abdelal et al. 2006, S. 697). Konstituierende Normen können bewusst, habitualisiert oder internalisiert sein – das ist eine empirische Frage.

Weitere Inhalte einer kollektiven Identität sind Ziele und Zwecke („purposive content“), die ähnlich dem normativen Inhalt den Charakter von Verpflichtungen haben. Während allerdings der normative Inhalt sich auf soziale Praktiken bezieht, die eine Gruppe aufrechterhalten, beziehen sich Ziele und Zwecke auf soziale Praktiken, die das Erreichen von Gruppenzielen wahrscheinlicher machen. Ein eindringliches Beispiel für den zielgerichteten Inhalt liefern nationalistische Bewegungen, die nationale Identität mit dem Ziel der Souveränität der Nation verknüpfen oder bestimmte Ziele für die zukünftige Entwicklung der Nation propagieren.

Der Inhalt einer kollektiven Identität ist relational in dem Sinn, dass er Vergleiche mit und Bezüge zu anderen kollektiven Identitäten zum Gegenstand hat. „The relational content of collective identities can be thought of as the discursive formulations of the relations between groups of people that compose social reality“ (Abdelal et al. 2006, S. 698). Obwohl diese Formulierung durchaus auf den Konstitutionsprozess kollektiver Identität verweist, bleiben Abdelal et. al. dabei stehen, den relationalen Inhalt zu betrachten, der Fragen nach der Kompatibilität verschiedener kollektiver Identitäten und Fragen nach dem „konstituierenden Anderen“ aufwirft. Einen ausgearbeiteten theoretischen Ansatz, der den Identitäten nicht nur einen relationalen Inhalt zuschreibt sondern sie als Repräsentationen von sozialen Relationen fasst, hat Tilly vorgelegt (vgl. Kap. 6.5).

Der kognitive Inhalt einer kollektiven Identität umfasst im Allgemeinen Weltdeutungen, also epistemologische und ontologische Modelle, die es Individuen erlauben, soziale Phänomene sinnhaft und geordnet wahrzunehmen. Diese Perspektive betont, dass kollektive Identitäten auch eine Art sind, die Welt zu sehen. „What cognitive perspectives suggest, in short, is that race, ethnicity and nation are not things in the world but ways of seeing the world“ (Brubaker et al. 2004). Der kognitive Inhalt einer Identität strukturiert, wie Akteure die Welt interpretieren und Ereignissen Bedeutung geben, und damit auch, wie Akteure soziale, politische und ökonomische Umstände in der Konstruktion ihrer

Interessen verarbeiten. Identität und Handlung werden somit über spezifische Interpretationen verknüpft. Je nach Identität, also je nach Interpretationsperspektive, werden die materiellen und sozialen Anreize für eine bestimmte Handlung unterschiedlich sein.

Diese Inhalte kollektiver Identität sind aber weder vorgegeben noch fixiert, ein wesentliches Kennzeichen ist ihre Umstrittenheit („contestation“). Die Bedeutungen von Identitäten können unterschiedlich weit geteilt werden, der Grad ihrer Umstrittenheit ist eine empirische Frage. Werden die Inhalte von Identitäten weithin geteilt, so erscheint die Identität relativ stabil. Sind die Inhalte von Identitäten heftig umstritten, so erscheint die Identität als sich permanent wandelnd.

„By considering the level of contestation regarding each type of content within identities, one arrives at a necessarily constructivist approach to identity without having to assume that actors on the ground view their identities as constructed” (Abdelal et al. 2006, S. 701). Es geht nicht darum per se eine Entscheidung zwischen einer positivistischen, „harten“ Konzeption von Identität und einer interpretativen, „weichen“ Konzeption von Identität zu treffen. Die Analyse der Umstrittenheit von Identität führt freilich geradewegs zur Einsicht in die Konstruiertheit von Identität, die es ja gerade erlaubt zu fragen, unter welchen Bedingungen Identitäten relativ stabil erscheinen und unter welchen Bedingungen sich Identitäten verändern und wie das geschieht. Ist eine Identität in einem sozialen Kontext wenig umstritten, so ist es – auch ohne eine primordialistische theoretische Position einzunehmen – einsichtig, dass Individuen diese Identität als gegeben begreifen. Offen bleibt damit die Möglichkeit, dass diese Identität in anderen sozialen Kontexten, also in anderen Zeiten und Räumen umstritten war, umstritten ist oder umstritten werden wird. Die Sprache der Identität ist eine strategische. Vieles, was in politischen Öffentlichkeiten mit dem Begriff Identität gesagt wird, ist tatsächlich der Versuch dem Diskurs über eine bestimmte Identität eine bestimmte Richtung zu geben. Der Prozess der Veränderung kann wie in diesem Beispiel explizit und daher intentional sein oder in sozialer Interaktion implizit und unintendiert stattfinden.

Zweite Zwischenbetrachtung:

Identität als Kategorie der Praxis und als Kategorie der Analyse

Identität wird in vielen verschiedenen Kontexten außerhalb der Wissenschaft verwendet. „Identity politics“, die Politik der Identität, ist ein prominenter Teilbereich des politischen Diskurses. Identität ist eine Kategorie der Praxis im Sinne von Pierre Bourdieu (Brubaker & Cooper 2000, S. 4ff.). Kategorien der Analyse zeichnen sich dadurch aus, dass sie erfahrungsfern und reflektiert sind. Kann Identität eine solche Kategorie der Analyse sein? – Mit Sicherheit nicht! Zwei Fragen gilt es zu beantworten:

Wozu sollen die Sozialwissenschaften den Begriff der Identität verwenden?

Wie sollen die Sozialwissenschaften den Begriff der Identität verwenden?

Die Sozialwissenschaften können den Begriff Identität verwenden um, die Praxis von sozialen Akteuren zu beschreiben, die auf die Frage „Wer bist du“? bzw. „Wer seid ihr“? antworten. Identität ist dann ein rein deskriptiver Begriff. Die Problematik, die den Begriff der Identität begleitet, ist es, diese Beschreibung sozialer Praktiken für ihre eigene Erklärung zu halten. Ich versuche ein Beispiel zu geben: „Ich habe mich immer schon als Österreicher gefühlt, weil ich dem österreichischen Volk angehöre. Wir Österreicher sind friedlich, ehrgeizig, aber auch gemütlich“. So ähnlich könnte eine subjektive Beschreibung der österreichischen Identität aussehen. Aus einer Vielzahl subjektiver Beschreibungen ließe sich eine geteilte Erzählung destillieren. Wie „standard stories“ (Tilly 2002, S. vii ff.) über soziale Prozesse erzählt werden und welche kausalen und zeitlichen Abfolgen in ihnen zum Ausdruck kommen, darf aber nicht mit der tatsächlichen prozessualen und kausalen Struktur von sozialen Prozessen verwechselt werden. Tut man das, hätte man mit dem obigen Beispiel den Beweis für die Existenz eines österreichischen Volkes und die Zuschreibung von grundlegenden, stabilen Eigenschaften der Österreicher geführt. Allgemein gesagt: Wenn eine Analyse von Identitäten auf dieser Ebene verbleibt, sagt sie vorschnell etwas über das Essentielle und Beständige. Es gilt zu zeigen, wie Identitäten konstruiert werden und welche Rolle Machtpotentiale dabei spielen. Identität muss mit anderen Begriffen, mit Kategorien der Analyse verknüpft werden, zum Beispiel mit sozialen Relationen. Erst dann ist es sinnvoll Identität im sozialwissenschaftlichen Begriffskanon einen Platz zu reservieren. Die Sozialwissenschaften sollten sozusagen nicht ohne weiteres mit Identität als Begriff sprechen, als viel mehr über das Phänomen der Identität. Ein bestimmter Inhalt und eine

bestimmte Reichweite von Identität darf dabei natürlich nicht vorausgesetzt werden. Das betrifft ein weiteres Problem der Verwendung von Identität in den Sozialwissenschaften, Identität als erklärende Variable. Identität findet häufig Verwendung, um soziales und kollektives Handeln bis hin zu Beziehungen zwischen Staaten zu erklären. Veränderungen in Identitäten sind ein Kernelement von sozialem Wandel (vgl. dazu etwa Castells 1997, Mc Adam et al. 2000). Dem Phänomen kollektiver Identität kann jedoch nicht per se eine Erklärungskraft unterstellt werden. Erstens haben kollektive Identitäten bestimmte Inhalte, es kann also beispielsweise nie um die nationale Identität als Erklärung von sozialen Phänomenen, etwa Ausländerfeindlichkeit, gehen sondern um eine bestimmte nationale Identität. Zweitens sind kollektive Identitäten nicht absolut und fixiert, sondern in unterschiedlichem Ausmaß umstritten. Das gilt es empirisch zu klären. Die Sozialwissenschaften müssen sich Identität als analysebedürftigem Konstrukt der Praxis nähern und nicht seine in der sozialen Praxis behaupteten Eigenschaften und Wirkmächtigkeiten unkritisch in die analytische Dimension überführen. Nur geteilte Identitäten mit bestimmten Inhalten, die für das zu erklärende Phänomen relevant sind, können als erklärungskräftige Faktoren in Frage kommen.

Abschnitt III

Europäische Identität beschreiben, europäische Identität messen

Aufriss

Aus den in Abschnitt II diskutierten theoretischen Ansätzen lässt sich eine Beschreibung europäischer Identität als kollektive Identität mit umstrittenen Inhalten gewinnen. Meine These ist es, dass für alle Inhalte europäischer Identität ein ausgesprochen hohes Maß an Umstrittenheit veranschlagt werden muss.

Die überwiegende Mehrheit der quantitativen Messinstrumente zu europäischer Identität kennt weder Inhalte noch die Umstrittenheit von Inhalten. Das ist ein Problem – für die Validität der Messinstrumente und damit für die Aussagen, die auf Basis solcher Daten getroffen werden.

Aufbau

Kapitel 7 liefert mit einer theoriegeleiteten Beschreibung europäischer Identität die Basis für eine Kritik der Operationalisierungen, die zu europäischer Identität vorliegen, in Kapitel 8. Dargestellt werden Operationalisierungen wie sie in den „großen Surveys“ vorliegen. Die im Projekt „Youth and European Identity“ gewählte Operationalisierung ist jenen der „großen Surveys“ durchaus ähnlich, bietet allerdings den methodischen Vorteil mit multiplen Indikatoren zu arbeiten. Dieser Vorteil wird in Kapitel 9 in faktoranalytischen Messmodellen genutzt, die einen rigorosen Test der Validität des Messinstruments ermöglichen. Insbesondere wird in multiplen Gruppenvergleichen untersucht, inwieweit das Messinstrument im internationalen Vergleich valide ist. Abschließend wird in Kapitel 10 an Daten des Projekts „Youth and European Identity“ gezeigt, wie die quantitative empirische Sozialforschung Inhalte europäischer Identität und die Umstrittenheit dieser Inhalte erfassen kann. Ein von Bruter entwickeltes Messmodell, das zwei inhaltliche Komponenten der europäischen Identität kennt, wird vorgestellt und diskutiert.

7 Europäische Identität beschreiben

Europäische Identität bezeichnet eine kollektive Identität (vgl. dazu Exkurs II). Gerade um damit nicht ein Kollektiv als Substanz festzuschreiben, ist es sinnvoll, kollektive Identität als relationales Phänomen zu begreifen. Folgen wir Tilly, so muss eine soziale Relation angebar sein, die in europäischer Identität ihre Repräsentation findet. Tilly bezeichnet jene Identitäten als politische Identitäten, die auf einer sozialen Relation zwischen Individuen und einer Organisation, die konzentrierte Gewalt ausübt, basieren. (vgl. Kap. 6.5). Europäische Identität kann als Repräsentation der sozialen Relation der europäischen Bürger mit dem politischen System Europas, also den politischen Institutionen der Europäischen Union definiert werden. Nehmen wir die Spezifika dieser sozialen Relation genauer in den Blick: Die Relation zwischen den europäischen Bürgern und den Institutionen der EU muss zum momentanen Stand der europäischen Integration als eine indirekte und supplementäre charakterisiert werden. Zuallererst stehen Individuen in der EU in einer Relation der Bürgerschaft („citizenship“) zu verschiedenen Staaten. Es ist die Mitgliedschaft von einzelnen Staaten in der EU, die Individuen in der EU zusätzlich zu europäischen Bürgern macht. In dieser Arbeit soll nicht näher auf die spezifischen Konstruktionen der Institutionen und der Gesetzgebung der EU eingegangen werden. Es ist lediglich von Bedeutung festzustellen, dass die europäische Bürgerschaft durch nationale Bürgerschaften vermittelt wird. Nationale politische Diskurse dürfen daher nicht außer Acht gelassen werden, wenn es darum geht, die Inhalte europäischer Identität zu bestimmen.

Wenn wir die theoretischen Überlegungen zur Konstruiertheit kollektiver Identitäten ernst nehmen, dann kann europäische Identität keine essentielle Bedeutung haben, die es nur aufzudecken, an ihren Ursprung zurück zu verfolgen gilt. Was mit europäischer Identität gemeint ist, wird in politischen Diskursen erst verhandelt, auch wenn in den Diskursen selbst anderes behauptet wird. Welche verschiedenen Inhalte europäische Identität hat und wie sie sich aufeinander beziehen und verändern, kann nur empirisch bestimmt werden. Aus den theoretischen Überlegungen sollte hervorgegangen sein, dass ich eine systematische Analyse der Bedeutungsgehalte für ein lohnendes Unterfangen halte. Im Rahmen dieser Arbeit kann ich das nur an ausgewählten Beispielen plausibel machen. Abdelal et. al sprechen von vier Inhalten kollektiver Identität und dem Grad ihrer Umstrittenheit (vgl. Kap. 6.6). Meine These ist es, dass für alle Inhalte europäischer

Identität ein ausgesprochen hohes Maß an Umstrittenheit veranschlagt werden muss. Die konstituierenden Normen, die festlegen, wer zu Europa gehört, sind alles andere als klar. Ein Beispiel dafür ist die anhaltende Debatte, ob die Türkei ein Teil Europas ist bzw. ein Teil Europas werden kann. Am 32. Kongress der deutschen Gesellschaft für Soziologie etwa wurde darüber heftig debattiert. Bernhard Nauck (2006) versuchte zu begründen „Warum die Türkei kulturell und sozial ganz sicher zu Europa gehört- und wahrscheinlich auch besser in die Europäische Union“, während Hans-Ulrich Wehler (2006) die These vertrat, dass der Beitritt der Türkei die Europäische Union zerstören würde. Das Ziel der europäischen Integration ist ähnlich umstritten: „Geht es um einen neuen Staat, die ‚Staatswerdung Europas‘, einen Bundes- oder gar Superstaat, als Bollwerk gegen Ost und West? Oder um eine große Freihandelszone, oder einen Staatenbund als völkerrechtliche Form der Zusammenarbeit, ein Netzwerk?“ (Pernice 2005). Wer sind „die Anderen“ der europäischen Identität? – Sind es die USA als Symbol für die liberale Marktwirtschaft im Gegensatz zu einem „Europäischen Sozialmodell“? Ist es der Nahe Osten, die arabische Welt oder Asien? Unterscheidet Europa von diesen „Anderen“ die Religion oder die Säkularisierung? Damit ist auch schon ein Beispiel für den umstrittenen kognitiven Inhalt europäischer Identität gegeben: die seit der Vorlage des zwischenzeitlich gescheiterten Verfassungsentwurfs nicht enden wollende Debatte über den Stellenwert der Religion und „christlicher Werte“.

8 Europäische Identität messen

8.1 Das Problem: Die Diskrepanz zwischen Beschreibung und Messung

Man sollte meinen, dass sich die quantitative Messung eines Phänomens an seiner adäquaten Beschreibung orientiert. Europäische Identität habe ich als eine Repräsentation mit umstrittenem Inhalt beschrieben. In weiten Teilen der quantitativen Sozialforschung wird diese Beschreibung, wie ich im Folgenden zeigen werde, nicht adäquat berücksichtigt. Ich behaupte nicht, Sozialwissenschaftler wären sich des umstrittenen Charakters der Inhalte europäischer Identität nicht bewusst. Ich behaupte lediglich, dass weder die Inhalte europäischer Identität noch ihre Umstrittenheit in der Entwicklung quantitativer Analyseinstrumente hinreichend berücksichtigt wurden. Wenn Sozialwissenschaftler mit derartig erhobenen Daten arbeiten, können sie zwar – zumeist in der Einleitung ihrer Arbeit – den konstruierten, umstrittenen Charakter kollektiver Identitäten betonen, sind dann aber in ihren empirischen Analysen mit einem Instrument konfrontiert, das diesen Anspruch nicht einlösen kann. Abdelal et al. (2006, S. 696) sehen ein generelles Problem darin, wie Identität zumeist gemessen wird: „Consequently, many existing efforts to „measure“ identity have been either too hard and simplistic (relying on blunt survey instruments or census data, for example) or too soft and impressionistic (such as relying on the individual scholar’s account of identity narratives).” Im Folgenden bin ich mit der quantitativen Messung von europäischer Identität befasst, also jenen Operationalisierungen, die Abdelal et al. als „too hard and simplistic“ bezeichnen.

8.2 Items zu europäischer Identität in den „großen Surveys“

Fragen, die explizit auf die Messung europäischer Identität abzielen, sind in der European Value Study, im International Social Survey Programme und selbstverständlich im Eurobarometer implementiert. In einer weiteren prominenten internationalen Datenbasis, dem seit 2002 durchgeführten European Social Survey, fehlen allerdings bislang Fragen zu europäischer Identität. Tabelle 2 zeigt die quantitativen Messinstrumente zu europäischer Identität jeweils in der Formulierung, die im englischsprachigen Masterquestionnaire in der jüngsten Erhebung verwendet wurde.

Tabelle 2 Messinstrumente zu europäischer Identität in internationalen Surveys

European Value Study (EVS) 1999/2000²¹

Which of these geographical groups would you say you belong to first of all?

And the next?

And which do you belong to least of all?

- A *Locality of town where you live*
 - B *Region of county where you live*
 - C *Your country as a whole*
 - D *Europe*
 - E *The world as a whole*
-

Eurobarometer (EB) 67.1 Februar/März 2007²²

(1) People may feel different levels of attachment to their village, town or city, to their region, to their country, to Europe or to the world. Please tell me how attached you feel to ...

Your city/ town/ village

Your region

Country

Europe

The world

response scale: very attached – fairly attached – not very attached – not at all attached

(2) In the near future do you see yourself as ...?

[NATIONALITY] only

[NATIONALITY] and European

European and [NATIONALITY]

European only

International Social Survey Programme (ISSP) 2003, Module National Identity II²³

How close do you feel to ...

Your town or city

Your [county]

[country]

[continent, e.g. Europe]

response scale: very close – close – not very close – not close at all

[“Feel close to” is to be understood as “emotionally attached to” or “identifying with”]

[county] (or province, state, etc.): to be understood as the most relevant administrative unit smaller than the entire country/nation.

²¹ Detaillierte Informationen zur European Values Study finden sich unter <http://www.europeanvalues.nl/>. Die Frageformulierung in der derzeit laufenden EVS 2008 ist identisch. Auf die Zusatzfrage „Which do you belong to least of all?“, die auch in früheren Erhebungen nicht enthalten war, wurde aber wieder verzichtet.

²² Detaillierte Informationen zum Eurobarometer finden sich unter http://ec.europa.eu/public_opinion/. In der im Herbst 2007 durchgeführten Erhebung (EB 68) und der neuesten Erhebung im Frühling 2008 (EB 69) waren keine Indikatoren zu europäischer Identität enthalten. Es ist anzunehmen, dass diese in einer der nächsten Erhebungen wieder aufgenommen werden.

²³ Detaillierte Informationen zum International Social Survey Programme finden sich unter <http://www.issp.org/>.

Gemeinsam ist den in Tabelle 2 aufgelisteten Operationalisierungen zu europäischer Identität, dass die Frage nach Europa in eine Fragebatterie integriert ist, die denselben Fragewortlaut auf verschiedene Bezugsgrößen anwendet. Die Bezugsgrößen sind dabei hierarchisch geordnet: zuerst wird die Stadt/das Dorf angeführt, dann die Region, danach der Staat/das Land und schließlich Europa und als umfassendste Einheit die Welt als Ganzes. Diese Fragenkonstruktion nimmt die in der theoretischen Diskussion betonten „multiplen Identitäten“ ernst und lässt multiple Bezüge zu (vgl. dazu Kap. 6.5). Das ist ein wesentlicher Fortschritt gegenüber „forced choice items“ wie sie in den Anfängen des Eurobarometers Verwendung fanden. „Forced choice items“ verlangen von den Befragten, sich für genau eine Bezugsgröße zu entscheiden – im Falle des Eurobarometers für die Nation oder für Europa. Wohl auch wegen des in solchen Fragen denkbar geringen Anteils an „Europäern“, wurden stattdessen ab 1982 im Eurobarometer verschiedene Rating Fragen eingesetzt. Auch die Eurobarometerfrage nach den Bezugspunkten der Selbstdefinition in der nahen Zukunft (vgl. Tab. 2) lässt alle Kombinationsmöglichkeiten von Nation und Europa zu und kann damit ebenfalls als Rating Skala interpretiert werden. Da seit 1992 in identischer Form und regelmäßig erhoben, ist diese Frage der wesentliche Indikator der Trendberichterstattung der Europäischen Kommission. Im ISSP Modul zu nationaler Identität, das 1995 und 2003 erhoben wurde, ist ebenfalls eine Rating Frage implementiert. Im Gegensatz dazu wird in der EVS eine Ranking Frage verwendet, die trunktiert ist. Das heißt, die Befragten können nur die wichtigste und die zweitwichtigste Bezugsgröße angeben, was die Möglichkeit multipler Identitäten von vorn herein auf eine Dualität beschränkt.

Sofern sich sozialwissenschaftliche Publikationen mit der Qualität dieser Messungen auseinandersetzen, herrscht ein Tenor der reservierten Kritik. Sitrin & Sides (2004, S. 184) arbeiten zwar mit Eurobarometer Daten, beklagen in ihren Schlussfolgerungen dann aber doch, dass in den Daten keine Informationen über die subjektive Konzeption europäischer Identität, also darüber, was es eigentlich heißt, sich als Europäer zu fühlen, verfügbar sind. Risse gibt in einem Workshop einen „’quick and dirty’ look at European Identity As Seen From Eurobarometer Data“ (Risse 2001, S. 7ff.). Medrano & Gutiérrez (2001, S. 757, Fußnote 7) bezeichnen die Forscher zu europäischer Integration als „prisoners of the limitations of some of the indicators used in their source of data of choice, the Eurobarometer surveys“. Es scheint mittlerweile zum guten Ton zu gehören, zumindest anzumerken, dass man mit den verfügbaren Operationalisierungen nicht

zufrieden ist, und dass man an der Validität der (bzw. seiner eigenen) Ergebnisse leichte Zweifel hat. Vielmehr lässt sich auch nicht machen. Aus zwei Gründen: Es fehlt zum einen an Studien, die diese Zweifel aufgreifen und die kritischen Befunde systematisch und empirisch untersuchen. Publierte Studien, die sich kognitiver Interviews (vgl. dazu einfürend Willis 2004) bedienen, um zu dokumentieren, wie Items und Begriffe verstanden werden und wie Antworten zu Stande kommen, liegen für Indikatoren zu europäischer Identität meines Wissens nach nicht vor. Zum anderen enthalten die Datensätze keine multiplen Indikatoren zu Europäischer Identität. Liegt nur eine Messung eines Konstrukts vor, lassen sich auch keine statistischen Verfahren - seien sie noch so elaboriert – einsetzen, um die interne Reliabilität und Validität der Messung zu prüfen. Andere Indikatoren sind vor allem für international vergleichende Analysen derzeit nicht verfügbar. Entweder man arbeitet mit diesen Indikatoren oder man arbeitet gar nicht ... – Zumindest müsste man dann auf etwas verzichten, das in der akademischen Welt derzeit viel zählt: international vergleichende Publikationen.

Richard Sinnott (2005)²⁴ legt eine Evaluation der Indikatoren zu subnationaler, nationaler und europäischer Identität der EVS, des ISSP und des Eurobarometer vor. Dabei bedient er sich der Strategie der externen Validierung, die ein Konstrukt anhand seiner Assoziationen mit anderen Konstrukten beurteilt. Es werden Korrelationen der Indikatoren zu europäischer Identität mit Variablen zu „Vertrauen in die EU“, „Beurteilung der EU-Mitgliedschaft“, „Unterstützung der europäischen Integration“ ausgewiesen. Anhand der Höhe der Korrelationen erweisen sich Rating Fragen den Ranking Fragen deutlich überlegen. Auch unter den Rating Fragen ortet Sinnott Differenzen in der Güte der Messung, die er mit der Frageformulierung in Zusammenhang bringt. Es wäre besser danach zu fragen, wie wichtig es für jemanden ist, dass er Europäer ist als ihn zu fragen, wie sehr er sich mit Europa verbunden fühlt. Allerdings sind genau die Indikatoren, die die höchsten Korrelationen aufweisen, jene, die mit der differenziertesten Skala gemessen wurden (4-Punkt-Skala vs. 7-Punkt-Skala).²⁵ Wer weiß, dass eine differenzierte Antwortskalierung Varianz besser erfasst und dass

²⁴ Die Zitation bezieht sich auf ein Working Paper, mittlerweile liegt eine Publikation vor: Sinnott, Richard (2006) An Evaluation of the Measurement of National, Sub-National and Supranational Identity in Major Cross-National Surveys. *International Journal of Public Opinion Research*, 18, 2, 211-223. Sie stand mir allerdings nicht zur Verfügung.

²⁵ Die von Sinnott verwendeten Daten stammen aus der irischen WVS 1995, der irischen EVS 1999 und dem irischen ISSP 1995/96, die den Vorteil haben, dass jeweils zwei verschiedene Operationalisierungen in einem Datensatz zur Verfügung stehen. Die in Irland zusätzlich verwendeten Operationalisierungen entsprechen nicht jenen in Tabelle 2.

Korrelationen auf der Assoziation der Variabilität in einer Variable mit der Variabilität in der anderen Variable beruht, wird erkennen, dass nicht nur inhaltliche Gründe für die höheren Korrelationen verantwortlich sein können. Ein viel weitreichenderes Problem der externen Validierung von Indikatoren ist aber ein anderes: Externe Validierung steht und fällt damit, mit welcher Sicherheit die Höhe der Assoziationen zu den externen Konstrukten veranschlagt werden können. Wenn man wüsste, dass europäische Identität beispielsweise eine Korrelation von 0,5 mit der Unterstützung der europäischen Integration haben muss, dann kann man Indikatoren danach beurteilen, inwiefern sie diese Korrelation reproduzieren können. Zwar ist es theoretisch plausibel einen positiven Zusammenhang anzunehmen, anzugeben wie hoch dieser aber sein sollte, überfordert den Stand der Forschung zu europäischer Integration. Die einfache Rechnung „höhere Korrelation = besserer Indikator“ geht daher nicht auf.

Im Versuch kollektive Identität theoretisch sinnvoll zu bestimmen, habe ich in Anlehnung an Abdelal et al. (2006) die Bedeutung des Inhalts kollektiver Identitäten betont (vgl. Kap. 6.6). In keiner der dargestellten Operationalisierungen findet sich ein Verweis auf den Inhalt der Kategorie Europa. Es bleibt den Respondenten selbst überlassen, sich unter Europa eine geographische Region, ihre (über die Nation vermittelte) soziale Relation zur Europäischen Union vorzustellen oder dem Begriff Europa sonst irgendeine Valenz zu geben. Es ist nämlich schwer vorstellbar, dass eine Frage nach Zugehörigkeit oder dem Gefühl der Nähe für Individuen zu beantworten ist, ohne sich eine Vorstellung über die Bedeutung der Kategorie zu machen. Spekuliert man mit sehr unterschiedlichen individuellen Bedeutungen der Kategorie Europa – was die kontroverse öffentliche Diskussion, auch unter politischen Eliten, nahe legt – dann erhält man ähnliche Antworten aus ganz unterschiedlichen Motiven. Solange es lediglich darum geht, festzustellen, wie hoch der Anteil jener ist, die sich mit Europa (oder der Nation) identifizieren, kann man diese Unsicherheit noch beiseite schieben. Wir wissen dann zwar nicht, was Individuen mit ihrem Bekenntnis zu Europa zum Ausdruck bringen, wir wissen aber immerhin, dass sie „bekennen“. Nahezu wissenschaftlich unredlich und jedenfalls von beschränkter Erklärungskraft ist es, eine derart erhobene „europäische Identität“ mit anderen Konstrukten in Beziehung zu setzen. Das ist es aber, was die Sozialwissenschaften mit dem Konstrukt europäische Identität auch tun – Sie verwenden es, um andere Konstrukte (die sie tatsächlich interessieren) zu erklären, etwa die Einstellungen gegenüber Fremdgruppen (Fuß 2006, Opp 2003), die Einstellung zur

europäischen Integration (Van Der Veen 2002) oder politische Partizipation, verschiedene Formen des sozialen Handelns und verschiedene Handlungspräferenzen (Opp 2003). Die diskutierten Operationalisierungen zu europäischer Identität sind als erklärende Variablen reichlich unspezifisch. Sie berücksichtigen weder die Inhalte europäischer Identität noch den Grad der Umstrittenheit dieser Inhalte. Es scheint daher überdies ratsam, vom weitreichenden Anspruch Abstand zu nehmen, diese Indikatoren würden europäische Identität messen. Bedienen wir uns dazu dem differenzierenden theoretischen Inventar, wie es Brubaker und Cooper ausgearbeitet haben (vgl. Kap. 6.4). „Commonality“ im Sinne der Wahrnehmung geteilter Eigenschaften bilden diese Indikatoren nicht ab. „Connectedness“, also die Beziehungen, die Individuen verbinden, wird nicht erfasst. Ähnlich verhält es sich mit „groupness“, da unklar bleibt, worauf sich Individuen verpflichtet fühlen und wie die Gruppe abgegrenzt wird, der sie sich zugehörig zeigen können, wenn sie diese Fragen beantworten. Als Ausdruck des „self-understanding“ wird man die Indikatoren zwar interpretieren dürfen, es bleibt jedoch unbestimmt, mit welchen spezifischen Handlungsdispositionen die Individuen ihre Selbstdefinition verbinden. Gerade den handlungsanleitenden Aspekt betonen aber Brubaker und Cooper mit ihren Konzepten „self-understanding“ und „social-location“. Es bleibt der Begriff der Identifikation, der mit Recht für diese Indikatoren in Anspruch genommen werden kann. Identifikation ist durch drei Kriterien bestimmbar (Gerhards 2003, S. 474): Ein Subjekt, das sich mit etwas in der Welt identifiziert, ein Objekt der Identifikation und eine spezifische Relation zwischen Subjekt und Objekt. Das Subjekt der Identifikation ist der Befragte, der in jeder Frageformulierung direkt angesprochen wird („you“). Das Objekt der Identifikation wird mit dem Begriff „Europa“ vorgegeben, bleibt allerdings wie die soziale Relation zwischen Subjekt und Objekt inhaltlich unbestimmt. Die Indikatoren messen die Identifikation mit Europa und nicht europäische Identität. Andere Teilaspekte der europäischen Identität können mit diesen Operationalisierungen nicht erfasst werden. Mitunter leidet die Validität der Ergebnisse der Messung gerade daran, dass die wahrgenommenen Inhalte europäischer Identität und die zugrunde gelegten sozialen Relationen zwar die Beantwortung der Identifikationsfrage beeinflussen, ihre eigene Variabilität aber nicht getrennt erfasst wird.

Sozialpsychologische Identitätstheorien arbeiten mit dem Konzept der Salienz (vgl. Kap 6.). Die Identity Theory hat für Rollenidentitäten ein probabilistisches Verständnis von Salienz entwickelt. Ob eine bestimmte Rollenidentität aktiviert wird, hängt davon ab,

wie sich diese Identität selbst beim Individuum in vorausgegangenen Sozialisierungserfahrungen gebildet hat. Im Gegensatz dazu hat die Social Identity Theory für Gruppenidentitäten ein situationales Verständnis von Salienz vorgeschlagen. Europäische Identität ist sicherlich keine Rollenidentität. Europäische Identität ist zwar auch keine klar abgegrenzte Gruppenidentität, wie sie Tajfel und seine Kollegen durch externe Kategorisierung im Labor hervorgerufen haben, aber sie teilt mit der Gruppenidentität den Bezug zu einem vorgestellten Kollektiv. Es ist daher naheliegend, die Salienz von europäischer Identität situationsspezifisch variabel zu denken. Dafür lassen sich auch empirische Beispiele aus qualitativen Interviews anführen. Dieselben Individuen berichten, dass sie sich in bestimmten sozialen Kontexten als Europäer gefühlt haben, während ihnen diese Identifikation in anderen sozialen Kontexten absurd erschien (Fuß 2006, S. 61f., Wallace 2004)²⁶. Wenn Individuen gefragt werden „Wie sehr fühlen Sie sich mit Europa verbunden?“, dann verlangt das eine situationsunabhängige Einschätzung der Salienz. „Jetzt gerade?“ könnten sich Respondenten fragen oder „im Durchschnitt über verschiedene soziale Kontexte? – „Wie soll ich diesen Durchschnitt bilden?“. Situationsspezifische Merkmale zu erfassen ist in Surveyerhebungen, die den spezifischen Kontext der Beantwortung zumeist nicht kontrollieren können, generell schwierig und nicht üblich. Es ist daher verständlich, wenn Smith mit Bezug auf nationale und europäische Identität meint: „In few areas is the attitude questionnaire of such doubtful utility as in the domain of values and meanings“ (Smith 1992, S. 57). Die Radikalität dieser Aussage muss man jedoch nicht teilen. Andere meinen, dass es an der Zeit wäre, die Operationalisierung von kollektiven Identitäten an theoretische, insbesondere konstruktivistische Verfeinerungen anzupassen, die das soziale Teilen von und Streiten über kollektive Bedeutungen betonen (Abdelal et al. 2006). Es ist durchaus denkbar, verschiedene Bedeutungsgehalte von Kategorien in Surveyfragen explizit zu benennen und danach zu fragen, inwieweit sich Individuen damit identifizieren – freilich müsste dafür auch entsprechend mehr Platz im Fragebogen veranschlagt werden. Es gibt zudem Verfahren, die Situationsspezifika in Fragebogenerhebungen integrieren, etwa mit Vignetten. Die Vignettenanalyse, auch faktorieller Survey genannt, arbeitet mit kurzen, möglichst realen Situationsbeschreibungen (sog. „Vignetten“), die den Respondenten in

²⁶ Die Zitation bezieht sich auf die kumulative Dissertationsschrift von Daniel Fuß, die aus vier Artikeln besteht. Der hier zitierte Beitrag ist veröffentlicht in Karolewski, Ireneusz Pawel & Kaina, Viktoria (Hg.) European Identity. Theoretical Perspectives and Empirical Insights. LIT Verlag, Münster, S. 209-241. Der Bericht von Wallace ist online verfügbar unter <http://www.sociology.ed.ac.uk/youth/docs/Value%20Added/austria.pdf> [28.08.2008]

einem Survey zur Beurteilung vorgelegt werden. Zielsetzung der von Peter H. Rossi 1951 im Rahmen seiner Dissertation entwickelten Vignettenanalyse ist es, durch experimentelle Veränderung von Vignettenmerkmalen, Kontexteffekte bezüglich der Respondentenurteile zu identifizieren, die mit gängigen Umfragemethoden nur schwer feststellbar wären (zu einer profunden Einführung vgl. Steiner & Atzmüller 2006).

8.3 Die Messung von Identifikation mit Europa im Projekt „Youth and European Identity“

Von 2003 bis 2004 war ich Teil des österreichischen Forschungsteams im internationalen Forschungsprojekt „Youth and European Identity“²⁷. Die Datenbasis für die quantitativen empirischen Analysen lieferte eine standardisierte Fragebogenerhebung mit jeweils ca. 400 jungen Erwachsenen (18-24 Jahre) in zehn europäischen Regionen in sechs Ländern: Madrid und Bilbao (Spanien), Manchester und Edinburgh (Großbritannien), Bielefeld und Chemnitz (Deutschland), Wien und Vorarlberg (Österreich), Prag (Tschechien) und Bratislava (Slowakei). Zusätzlich wurde ein Teil der bereits quantitativ befragten Personen nochmals mithilfe von qualitativen Leitfadeninterviews befragt. Eine Darstellung des Designs der Studie und seiner theoretischen Begründung sowie weiterführende Literatur hierzu finden sich im Anhang. Für die Frage nach der Qualität der Operationalisierung von Identifikation mit Europa ist diese Auswahl von Erhebungseinheiten nur insofern bemerkenswert als sie aufgrund ihrer Variation des regionalen Kontexts einen harten Test für die internationale Vergleichbarkeit des Messinstruments konstruiert. Und internationale Vergleiche wurden mit dieser Erhebung angestrebt und auch durchgeführt – dazu mehr nach der Vorstellung des Messinstruments.

²⁷ Der volle Titel des Projekts lautete Orientations of Young Men and Women to Citizenship and European Identity“. Auch vom Projektteam selbst wurde zumeist die Kurzform “Youth and European Identity” verwendet.

Tabelle 3 Items zu Identifikation mit Europa im Projekt "Youth and European Identity"

Item 1 "FÜHLEN"

Now I would like to ask about the strength of how you feel about being different sort of nationality? On a scale of 0-4 (READ CODES) how do you feel about being ...

[Region] (e.g. Scottish)

[Nation] (e.g. British)

European

response scale: 0 "no feeling at all" – 1 – 2 – 3 – 4 "very strong feeling"

Deutsche Übersetzung:

In Deutschland verwendet:

Jetzt würde ich Ihnen noch gerne einige wenige Fragen zu Ihrer Identifikation mit Region, Nation und Europa stellen. Auf einer Skala von 0 = „ich fühle mich überhaupt nicht als ...“ bis 4 = „ich fühle mich stark als ...“, wie stark fühlen Sie sich jeweils als ...

[Region] (z.B. Sachse)

Deutsche/r

Europäer/in

In Österreich verwendet:

Wie sehr fühlen Sie sich innerlich mit folgenden Ländern bzw. Regionen verbunden?

Note 1= gar nicht, 5 = sehr stark.

mit dem Bundesland, in dem Sie jetzt leben (z.B. Wien)

mit Österreich

mit Europa

Item 2 "WICHTIG"

Using the scale on this card (SHOW CARD), how would you rate the importance of the following in terms of who you are, that is, how you feel or think about yourself as a person?

being from [Region] (e.g. Scotland)

being from [Nation] (e.g. Britain)

being a citizen of the European Union

response scale: 0 "not at all important – 1 – 2 – 3 – 4 "very important"

Deutsche Übersetzung:

In Deutschland verwendet:

Wie würden Sie die im Folgenden aufgezählten Dinge bewerten im Sinne von wer Sie sind; d. h. wie Sie über sich selbst als Person denken und fühlen. Bitte vergeben Sie zu jedem Stichwort eine Ziffer zwischen 0 = „völlig unwichtig“ und 4 = „sehr wichtig“.

aus [Region] zu sein (Ostdeutschland/. Westdeutschland)

aus Deutschland zu sein

Bürger der Europäischen Union zu sein

In Österreich verwendet:

Für wie wichtig schätzen Sie die folgenden Dinge für Ihre Persönlichkeit ein, also dafür, wie Sie sich selbst sehen und fühlen? 1 = „gar nicht wichtig“, 5 = „sehr wichtig“.

das Bundesland, in dem Sie jetzt leben

Österreicher/in zu sein

Bürger/in der Europäischen Union zu sein

Tabelle 3 **Items zu Identifikation mit Europa im Projekt “Youth and European Identity“**
(Fortsetzung)

Item 3 “VERBUNDEN”

People may feel different degrees of attachment to their city, town or village, to their region, to their country or to Europe. Thinking about your own attachment, and using the scale on this card, please tell me how attached you feel, to ...

*where you were born
where you live now
where you mainly grew up
[Region] (e.g. Scotland)
[Nation] (e.g. Britain)
Europe*

response scale: 0 „not at all attached“ – 1 – 2 – 3– 4 “completely attached”

Deutsche Übersetzung:

Nun eine Frage zu Ihrer Verbundenheit mit bestimmten Orten. Menschen fühlen sich ja in unterschiedlichem Ausmaß mit Ihrer Stadt, Ihrer Region, Ihrem Land oder mit Europa verbunden. Wie ist das bei Ihnen? Bitte sagen Sie mir mit Hilfe einer Zahl von 0 = „überhaupt nicht verbunden“ bis 4= „sehr stark verbunden“, wie stark Sie sich jeweils den folgenden Orten verbunden fühlen?

*der Ort, in dem Sie geboren wurden
der Stadt in der Sie leben (z.B. Chemnitz)
die [Region] (Ostdeutschland vs. Westdeutschland)
die Bundesrepublik Deutschland insgesamt
Europa*

Item 4 „SELBST SEHEN“

Can you tell me how frequently you think of yourself as the following ...

*a European citizen
a global citizen*

response scale: 0 „never“ – 1 “rarely” – 2 “sometimes” – 3 “often” – 4 “never”

Deutsche Übersetzung:

Können Sie mir bitte noch sagen, ob Sie sich selbst „nie“, „selten“, „manchmal“, „häufig“ oder „immer“ als ...

*Bürger/in Europas sehen?
Weltbürger/in sehen?*

Item 5 „ÄHNLICH“ (in Großbritannien nicht erhoben, keine englische Version verfügbar)

Im Folgenden werden einige Menschen kurz beschrieben. Bitte überlegen Sie sich jeweils, für wie ähnlich oder unähnlich Sie sich im Vergleich zu diesen Personen empfinden. Folgende Antwortmöglichkeiten stehen Ihnen dabei zur Verfügung: von 'ist mir überhaupt nicht ähnlich' = 1 über 'ist mir nicht ähnlich' = 2, 'ist mir kaum ähnlich' = 3, 'ist mir ein bisschen ähnlich' = 4, bis hin zu 'ist mir ähnlich' = 5 und 'ist mir sehr ähnlich' = 6.

Europäerin/Europäer zu sein, ist ihr/ihm sehr wichtig. Es macht sie/ihn stolz, eine Europäerin/ein Europäer zu sein.

Tabelle 3 zeigt die fünf Items des Projekts “Youth and European Identity“, die direkt auf das Thema europäische Identität abzielen. Für die Items 1 bis 4 sind jeweils die in der internationalen Projektkommunikation verwendeten und in Großbritannien umgesetzten Itemformulierungen und die deutsche Übersetzung angeführt. Für Items 1 und 2 wurden in der deutschen und der österreichischen Erhebung unterschiedliche Itemübersetzungen

verwendet. Unter methodischen Gesichtspunkten ist das nicht wünschenswert. Die Formulierungen unterscheiden sich nämlich nicht in der spezifischen Anpassung an regionale Kontexte, was die Qualität der Messung durchaus erhöhen und unterschiedliche Formulierungen rechtfertigen kann, sondern wählen unterschiedliche Satzkonstruktionen und Verben mit unterschiedlicher Valenz (Harkness 2003, S. 46ff.). Item 1 benutzt nur in der österreichischen Fassung das verstärkende Adverb „innerlich“, in Item 2 heißt es in der deutschen Fassung „wie sie als Person über sich denken und fühlen“ während die österreichische Fassung nicht von „über sich denken“ spricht sondern von „sich selbst sehen“.

Die Operationalisierung orientiert sich an der Definition von sozialer Identität der Social Identity Theory (vgl. Kap. 6.2), die emotionale und evaluative Elemente einer sozialen Identität benennt (Fuß 2006, S. 34). Item 1 und Item 3 betonen die gefühlsmäßige Bindung an Europa, Items 2 und 4 die Evaluation der Bedeutung der Unionsbürgerschaft für das Selbstbild. Item 5 ist in eine Kurzversion des „Personal Value Questionnaire“ zu Werthaltungen nach der Theorie universaler Wertorientierung von Schwartz (1994, 2006, 1992) integriert. Sie unterscheidet sich von den drei anderen Items durch ihre spezifische Frageformulierung, bei der Befragte jeweils den Grad der Ähnlichkeit zu einer in der Itemformulierung beschriebenen Personen einschätzen sollen (Schwartz et al. 2001). Dabei wird eine Kombination von emotionalen („stolz sein“) und evaluativen („wichtig sein“) Stimuli gesetzt. Zudem wird die Antwort im Unterschied zur sonst verwendeten 5-Punkt-Skala auf einer 6-Punkt-Skala abgebildet.

Alle Items sind als Rating Fragen konzipiert und verlangen von Individuen eine Bewertung ihrer Relation zu einem Identifikationsobjekt. Wie bei den bereits vorgestellten Items anderer Surveys (vgl. Kap. 8.2) tut man gut daran, diese Fragen als Operationalisierung von Identifikation mit Europa und nicht von europäischer Identität zu begreifen. Variiert werden über die Items die Beschreibung des Identifikationsobjekts, die Spezifikation der sozialen Relation und die für das Individuum unterstellten Folgen der sozialen Relation mit dem Identifikationsobjekt, also wie das Individuum die soziale Relation subjektiv erfährt (zu den theoretischen Grundlagen vgl. Kap. 6.5). Als Identifikationsobjekt wird zum einen Europa allgemein (Items 1, 5) bzw. Europa als Bezugsraum (Item 3) und zum anderen die Europäische Union direkt (Item 2) bzw. indirekt über die europäische Bürgerschaft (Item 4) eingeführt. Während in Items 1, 3 und 5 die soziale Relation zwischen dem Subjekt und dem Objekt Europa gar nicht näher

bestimmt wird, zielen Item 2 und 4 auf eine Relation der Bürgerschaft „citizenship“ ab. Item 2 spricht explizit von der EU-Bürgerschaft, Item 4 bleibt hingegen unbestimmter bei einer „europäischen Bürgerschaft“. Ein Teil der Items zielt somit auch in der Frageformulierung auf eine politische Identität (vgl. Kap. 6.5) ab, ein Teil kann auch kulturell verstanden werden. Die Folgen der sozialen Relation werden als Gefühl (Item 1), als Wichtigkeit für die eigene Persönlichkeit (Item 2), als subjektive Verbundenheit (Item 3) und als Aspekt der Selbstwahrnehmung (Item 4) beschrieben. Item 5 spricht ähnlich wie Item 2 die Wichtigkeit für die eigene Persönlichkeit an, führt aber zusätzlich ähnlich wie Item 2 die emotionale Verbundenheit ein („stolz sein“). Item 1, 2 und 3 zielen in den Antwortkategorien jeweils auf eine Einschätzung der Stärke der subjektiven Erfahrung der sozialen Relation ab. Hingegen fragt Item 4 nach der Häufigkeit der Selbstwahrnehmung als europäischer Bürger. Häufigkeit und Stärke sind unterschiedliche Attribute einer subjektiven Erfahrung, beide sind jedoch kontextabhängig (vgl. Kap. 6.1-6.3 zu einer Diskussion des Konzepts der Salienz). Wenn Items wie hier kontextunabhängig formuliert sind, haben sie unterschiedliche Schwächen. Items, die nach der Stärke fragen, verlangen vom Befragten eine kognitive Operation, die ein Mittel über verschiedene situationale Kontexte bildet. Welche Situationen in diese kognitive Operation überhaupt eingehen und wie das Mittel gebildet wird, bleibt undokumentiert. Fragen nach der Häufigkeit verlangen vom Befragten, alle situationalen Kontexte in seinem Gedächtnis mit einzubeziehen und zu beurteilen, in wie vielen davon die soziale Relation für das Selbstbild eine Rolle gespielt hat. Diese kognitiven Operationen sind komplex und undurchsichtig – in der Situation einer längeren Telefonumfrage ist nicht davon auszugehen, dass Befragten überhaupt genug Zeit bleibt sie auszuführen, selbst wenn sie tatsächlich bereit wären, den Aufwand zu erbringen.

Für die im Projekt “Youth and European Identity“ verwendeten Indikatoren gelten daher die zwei selben Kritikpunkte wie für die Indikatoren etablierter internationaler Erhebungen (vgl. Kap. 8.2): Es fehlt an begleitenden Studien, die die komplexen Prozesse des Frageverständnisses und der Antwortfindung mittels kognitiver Interviews analysieren. Die Items sind kontextunabhängig formuliert, obwohl sie ein kontextabhängiges Merkmal zu erfassen suchen. Im Vergleich mit den Messinstrumenten der „großen“ Surveys liegt der große Vorteil in methodischer Hinsicht allerdings daran, dass insgesamt fünf Items für die Identifikation mit Europa vorliegen, also multiple Indikatoren für ein latentes Konstrukt vorhanden sind. Allerdings wurden nur in sechs der

zehn Regionen alle fünf Items verwendet, in zwei Regionen nur vier dieser Items und in weiteren zwei Regionen nur zwei Items (vgl. Tab. 4a unten). Dieser Umstand ist, gerade wenn sich ein Projekt doch explizit mit europäischer Identität befasst, zumindest als bedauerlich wenn nicht gar als fahrlässig zu bewerten.²⁸

Tabelle 4a Messinstrument „Identifikation mit Europa“
Mittelwerte (Standardabweichungen)

	Item 1 "FÜHLEN" ¹⁾	Item 2 "WICHTIG" ¹⁾	Item 3 "VERBUNDEN" ¹⁾	Item 4 "SELBST SEHEN" ¹⁾	Item 5 "ÄHNLICH" ²⁾
Chemnitz	2,80 (1,03)	1,97 (1,07)	2,28 (1,09)	2,28 (1,19)	2,08 (1,08)
Bielefeld	2,79 (1,09)	1,98 (1,14)	2,38 (1,07)	2,36 (1,24)	1,93 (1,08)
Bratislava	2,57 (1,38)	2,60 (1,26)	2,27 (1,21)	1,24 (0,99)	2,46 (1,11)
Prag	2,76 (1,18)	2,12 (1,23)	2,26 (1,09)	1,19 (0,99)	2,10 (1,17)
Bilbao	1,78 (1,21)	1,31 (1,20)	2,08 (1,29)	1,89 (1,34)	1,47 (1,03)
Madrid	2,17 (1,16)	2,05 (1,31)	2,59 (1,14)	2,09 (1,40)	2,32 (1,05)
Edinburgh	1,49 (1,25)	1,29 (1,17)	1,81 (1,28)	0,71 (0,91)	nicht erhoben
Manchester	1,74 (1,34)	1,56 (1,34)	2,08 (1,35)	0,86 (1,15)	nicht erhoben
Vorarlberg	2,50 (1,15)	2,08 (1,35)	nicht erhoben	nicht erhoben	nicht erhoben
Wien	2,61 (1,12)	1,91 (1,30)	nicht erhoben	nicht erhoben	nicht erhoben

¹⁾ Skalierung 0-4

²⁾ Skalierung in der Erhebung 1-6 (vgl. Tabelle 3), hier zur besseren Vergleichbarkeit auf 0-4 reskaliert

Tabelle 4a zeigt die Mittelwerte und Standardabweichungen der fünf Items zur Messung der Identifikation mit Europa. Vergleicht man vorerst die absolute Größe der Mittelwerte der Items in einer Region, so wird deutlich, dass für neun der zehn Regionen folgende Rangreihe gilt: Mittelwert Item 2 „WICHTIG“ > Mittelwert Item 1 „FÜHLEN“ (bei vergleichbar großen Standardabweichungen). Einzig in Bratislava sind die Mittelwerte der Items 1 und 2 in der gleichen Größenordnung. Die Mittelwerte von Item 3 „VERBUNDEN“ sind in vier der acht Regionen, in denen dieses Item verfügbar ist, die absolut höchsten, in den anderen vier Regionen liegen die Mittelwerte für Item 3 jedoch deutlich unter jenen des Items 1. Item 4 „SELBST SEHEN“ weist die höchste Spannweite zwischen den Regionen auf und erzielt in Edinburgh, Manchester, Bratislava und Prag die mit Abstand geringste Zustimmung aller Items. In allen anderen Regionen dagegen liegen die Mittelwerte von Item 4 „SELBST SEHEN“ im mittleren Bereich.

²⁸ Diese Kritik geht mir leicht von der Hand, gerade weil ich erst nach der Datenerhebung zum Projekt gestoßen bin. Für die Forscher, die in ihren regionalen Teilstudien weniger als 4 Indikatoren implementierten (darunter auch das österreichische Team), stellt sich das möglicherweise anders dar. Sie kennen den Prozess der Erhebung mit seinen gegebenen (budgetären) Restriktionen. Trotzdem bezeichne ich diesen Trade off als unglücklich, zumindest wenn man sich der Möglichkeiten der statistischen Analyse bewusst ist, die einem nur multiple Indikatoren eröffnen.

Item 5 „ÄHNLICH“ hat in fünf der sechs Regionen, in denen diese Frage gestellt wurde, Mittelwerte, die zwischen jenen der anderen Items liegen. In Bielefeld weist Item 5 den niedrigsten Mittelwert auf, allerdings nur unwesentlich kleiner als jene von Item 2.

Bei der Interpretation der Mittelwertsunterschiede zwischen den Items in Bezug auf die Variation des Bezugsobjekts, der sozialen Relation und der unterstellten Folgen der sozialen Relation für das Individuum ist Vorsicht geboten, da zwischen den Items immer mehrere Faktoren variiert werden. So könnte man meinen, die Mittelwertsunterschiede zwischen Item 1 „FÜHLEN“ und Item 2 „WICHTIG“ seien dadurch erklärbar, dass das Bezugsobjekt einmal Europa und das andere mal die EU ist. In der Tat zeigt eine Analyse der qualitativen Interviews für Wien und Vorarlberg, dass manche Befragten zwischen Europa und der EU als Einstellungsobjekte differenzieren und sie auch unterschiedlich bewerten (Wallace 2004). Das ist eine mögliche Erklärung. Allerdings wird zwischen Item 1 und Item 2 eben nicht nur das Bezugsobjekt variiert, sondern auch die unterstellte Folge. Item 1 unterstellt ein „Gefühl der Zugehörigkeit“, Item 2 die „Wichtigkeit“ für das Selbstbild. Interpretationsbedürftig sind auch Unterschiede zwischen den Rangreihen der Mittelwerte für die Regionen, besonders dann, wenn sie mit hohen Mittelwertsdifferenzen zwischen Items in bestimmten Regionen nicht aber in den anderen Regionen einhergehen. Das betrifft die im Vergleich extrem niedrigen Mittelwerte von Item 4 „SELBST SEHEN“ in Edinburgh, Manchester, Bratislava und Prag. Zumindest für die Slowakei und Tschechien scheint eine plausible Erklärung durch den in der Frage verwendeten Begriff „europäischer Bürger“ und seine spezifische Valenz möglich. Im Unterschied zu „EU-Bürger“ scheint „europäischer Bürger“ in der Slowakei und in Tschechien wenig gebräuchlich zu sein. Zudem dürfte „europäischer Bürger“, ähnlich wie der in der slowakischen Öffentlichkeit häufiger verwendete Begriff „Weltbürger“ („global citizen“ wird gleich danach gefragt, vgl. Tab. 2), eine stark anti-patriotische Konnotation haben (Machacek 2004, Fußnote 9).

Tabelle 4b Messinstrument „Identifikation mit Europa“, Mittelwerte (Standardabweichungen), Regionen nach aufsteigendem Mittelwert geordnet

	Item 1 "FÜHLEN" ^{*)}	Item 2 "WICHTIG" ^{*)}	Item 3 "VERBUNDEN" ^{*)}	Item 4 "SELBST SEHEN" ^{*)}	Item 5 "ÄHNLICH" ^{**)}
Chemnitz	2,80 (1,03)	Bratislava 2,60 (1,26)	Madrid 2,59 (1,14)	Bielefeld 2,36 (1,24)	Bratislava 2,46 (1,11)
Bielefeld	2,79 (1,09)	Prag 2,12 (1,23)	Bielefeld 2,38 (1,07)	Chemnitz 2,28 (1,19)	Madrid 2,32 (1,05)
Prag	2,76 (1,18)	Vorarlberg 2,08 (1,35)	Chemnitz 2,28 (1,09)	Madrid 2,09 (1,40)	Prag 2,10 (1,17)
Wien	2,61 (1,12)	Madrid 2,05 (1,31)	Bratislava 2,27 (1,21)	Bilbao 1,89 (1,34)	Chemnitz 2,08 (1,08)
Bratislava	2,57 (1,38)	Bielefeld 1,98 (1,14)	Prag 2,26 (1,09)	Bratislava 1,24 (0,99)	Bielefeld 1,93 (1,08)
Vorarlberg	2,50 (1,15)	Chemnitz 1,97 (1,07)	Bilbao 2,08 (1,29)	Prag 1,19 (0,99)	Bilbao 1,47 (1,03)
Madrid	2,17 (1,16)	Wien 1,91 (1,30)	Manchester 2,08 (1,35)	Manchester 0,86 (1,15)	Edinburgh nicht erh.
Bilbao	1,78 (1,21)	Manchester 1,56 (1,34)	Edinburgh 1,81 (1,28)	Edinburgh 0,71 (0,91)	Manchester nicht erh.
Manchester	1,74 (1,34)	Bilbao 1,31 (1,20)	Vorarlberg nicht erh.	Vorarlberg nicht erh.	Vorarlberg nicht erh.
Edinburgh	1,49 (1,25)	Edinburgh 1,29 (1,17)	Wien nicht erh.	Wien nicht erh.	Wien nicht erh.

^{*)} Skalierung 0-4

^{**)} Skalierung in der Erhebung 1-6 (vgl. Tabelle 3), hier zur besseren Vergleichbarkeit auf 0-4 reskaliert

Tabelle 4b zeigt dieselben Kennwerte wie Tabelle 4a, allerdings sind hier die Regionen nach aufsteigendem Mittelwert der Items geordnet. Wir wechseln also die Betrachtungsebene und blicken nicht wie in Tabelle 4a durch die Regionen auf die Items, sondern durch die Items auf die Regionen. Die Frage ist, ob die Mittelwerte der Items konsistente Rangreihen über die Regionen aufweisen, was als Hinweis auf eine über die Regionen valide Messung des latenten Konstrukts „Identifikation mit Europa“ gedeutet werden kann. Sofern in der Region erhoben, weisen alle Items Edinburgh, Manchester und Bilbao am unteren Ende der Rangreihe aus. Eine Ausnahme bildet Item 4, bei dem Prag und Bratislava wie bereits diskutiert außergewöhnlich geringe Mittelwerte aufweisen. Im mittleren Bereich der Rangreihe wechseln die Ränge der Regionen Vorarlberg, Wien und Prag zwischen den Items, allerdings bei kleinen Unterschieden in den Mittelwerten. Unterschiede in den Rangreihenpositionen, die auf unterschiedliche Messqualität der Items in bestimmten Regionen hindeuten, zeigen sich für Madrid, Chemnitz, Bielefeld und Bratislava. Item 1, Item 2 und Item 5 weisen Madrid im mittleren Bereich der Rangreihe aus, während Item 3 und Item 5 Madrid am oberen Ende sehen. Die beiden deutschen Regionen, die auffällig ähnlich platziert sind, stehen bei Item 1 und Item 4 am oberen Ende der Rangreihe, weisen jedoch vor allem bei Item 2 und Item 5 deutlich geringere Mittelwerte auf als andere Regionen. Insbesondere auffällig ist, dass sich das Antwortmuster in Bratislava von allen anderen Regionen unterscheidet. Der höchste Mittelwert für Bratislava tritt gerade bei Item 2 auf, das in den anderen Regionen

mit die niedrigsten Mittelwerte aufweist. Item 2 ist das einzige Item, das nicht auf Europa allgemein Bezug nimmt, sondern auf die EU-Bürgerschaft. Die Erhebung in Bratislava wurde ca. ein halbes Jahr vor dem EU-Betritt der Slowakei durchgeführt. Das könnte mit ein Grund sein, warum die Befragten gerade die Wichtigkeit der EU-Bürgerschaft für ihr zukünftiges Selbstbild hoch bewerten. Das müsste dann allerdings auch für Prag gelten. Die Daten zeigen aber für Prag kein ähnlich auffälliges Antwortmuster. Eine Erklärung dafür könnte – jetzt betrete ich aber endgültig das Terrain der Spekulation – darin liegen, dass in der Slowakei der eigenständige EU-Beitritt stärker als Akt der nationalen Unabhängigkeit gesehen wird als in Tschechien. (Einen empirischen Anhaltspunkt für diese Vermutung bieten die in Bratislava überdurchschnittlichen Korrelationen von Item 2 mit Indikatoren der Identifikation mit der Nation.)

Diese Art von deskriptiven Vergleichen der manifesten Indikatoren geben zwar erste Hinweise zur Einschätzung der Messqualität von Items, sind aber für eine abschließende Beurteilung aus zumindest zwei Gründen nicht ausreichend.²⁹ Erstens, die Unterschiede in den Mittelwerten werden nicht nur durch die Variation in der interessierenden latenten Variable bedingt, sondern auch durch Messfehler. Da sich die Messfehler in den Regionen unterschieden können, sind die Mittelwerte möglicherweise unterschiedlich stark verzerrt. Daraus folgt zweitens, dass der Vergleich von manifesten Mittelwerten mit dem Problem des unsicheren Referenzpunkts behaftet ist. Die Mittelwerte, mit denen der Mittelwert einer Region verglichen wird, sind selbst mit möglicherweise unterschiedlichen Messfehlern behaftet.

Das nächste Kapitel gibt einen Überblick darüber, wie mit dieser Problematik in anderen Publikationen, die aus dem Projekt „Orientations of Young Men and Women to Citizenship and European Identity“ bisher hervorgegangen sind, umgegangen wurde. In Kapitel 9 zeige ich, wie mit faktoranalytischen Messmodellen im Rahmen des allgemeinen Strukturgleichungsansatzes eine methodisch ausgereifte Evaluation von Messinstrumenten unter besonderer Berücksichtigung ihrer Brauchbarkeit für internationale Vergleiche erzielt werden kann.

²⁹ Der deskriptive Vergleich von Ergebnissen auf Itemebene gibt jedenfalls Anlass, zu überlegen, welche spezifischen Kontextfaktoren widersprüchlichen Ergebnissen zu Grunde liegen könnten. Allerdings sind solche Spekulationen, wie sie auch hier an mancher Stelle angedeutet wurden, nicht befriedigend. Zumindest dann nicht, wenn nicht die Möglichkeit besteht, den Argumenten in einer eigenen empirischen Untersuchung auf den Grund zu gehen.

8.4 Wissenschaftliche Publikationen: Wie das Messinstrument „Identifikation mit Europa“ verwendet wird

Mein Interesse gilt insbesondere Publikationen, die Vergleiche zwischen den einzelnen Regionen anstellen. In der Mehrzahl der Publikationen werden die Items als Messung von europäischer Identität behandelt. Ich habe bereits deutlich gemacht, dass die Items, wenn sie etwas messen, nicht europäische Identität messen, sondern die Identifikation mit Europa (vgl. Kap. 8.3)

Eine notwendige Voraussetzung derartiger Vergleiche ist, dass die verwendeten Messinstrumente dasselbe latente Phänomen (Identifikation mit Europa) in der gleichen Art und Weise messen (vgl. Kap 9.1 zu einer Diskussion dieser Bedingung und zu einer Umsetzung in konkrete statistische Anforderungen).

Tabelle 5a Publikationen ohne latente Variable zu Identifikation mit Europa

Autor(en)	Art der Publikation	Regionen	Verwendete Indikatoren
Machacek (2004)	Artikel in Zeitschrift	2 (Prag, Bratislava)	Item 1 „FÜHLEN“, Item 2 „WICHTIG“, Item 4 „SELBST SEHEN“
Grad et al. (2004)	Artikel in Zeitschrift	2 (Madrid, Bilbao)	Alle 5 Items
Bianchi & Lasticova (2004)	Artikel in Zeitschrift	2 (Prag, Bratislava)	Item 1 „FÜHLEN“, Item 2 „WICHTIG“, Item 3 „VERBUNDEN“, Item 4 „SELBST SEHEN“
Grundy & Jamieson (2005)	Artikel in Zeitschrift (peer reviewed)	10	Item 1 „FÜHLEN“, Item 2 „WICHTIG“, Item 3 „VERBUNDEN“, Item 4 „SELBST SEHEN“

Tabelle 5b Publikationen mit latenter Variable zu Identifikation mit Europa

Autor(en)	Art der Publikation	Regionen	Verwendete Indikatoren	Messmodell	Evaluation der Messgüte
Fuss et al. (2004) ³⁰	Teil der Dissertation, Artikel in Zeitschrift	10	Item 1 „FÜHLEN“, Item 2 „WICHTIG“, Item 3 „VERBUNDEN“ (für Wien und Vorarlberg nur 2 Items)	Additiver Index	Cronbachs α , global
Fuß 2006, S. 73-93) ³¹	Teil der Dissertation, Artikel in Zeitschrift (peer reviewed)	2 (Bielefeld, Chemnitz)	Item 2 „WICHTIG“, Item 3 „VERBUNDEN“, Item 5 „ÄHNLICH“	Faktoranalytisches Messmodell (in SEM) mit Messfehlerbereinigung	Modellvergleich: gleichgesetzte Faktorladungen in den beiden Regionen vs. freie Schätzung
Fuß (2006, S.94-116) ³²	Teil der Dissertation	6	Item 1 „FÜHLEN“, Item 2 „WICHTIG“, Item 3 „VERBUNDEN“, Item 5 „ÄHNLICH“	Additiver Index	Cronbachs α , für jede Region
Datler et al. (2005)	Artikel in Zeitschrift	6 bzw. 10	Item 1 „FÜHLEN“, Item 2 „WICHTIG“ (10 Regionen); Item 1 „FÜHLEN“, Item 2 „WICHTIG“, Item 3 „VERBUNDEN“, Item 4 „SELBST SEHEN“ (6 Regionen)	2 Modelle: Additive Indizes	Cronbachs α , global

Tabelle 5a und 5b geben einen Überblick der bislang publizierten Forschungen, die die Daten des Projekts „Youth and European Identity“ verwenden, um mehrere Untersuchungsregionen zu vergleichen. Tabelle 5a fasst jene Publikationen zusammen, die mit einzelnen Items arbeiten und im Wesentlichen Prozentwerte von Antwortkategorien ausweisen. Ersichtlich werden dabei unterschiedlich viele Items miteinbezogen. Nach der Inspektion der Mittelwerte der Items in den Regionen (vgl. Kap. 8.3) überrascht es wenig, dass auch die Prozentwerte der einzelnen Items weder ein eindeutiges Bild über das absolute Ausmaß der Identifikation mit Europa in einer Region noch über das relative Ausmaß der Identifikation im Vergleich der Regionen zeichnen können. Während Publikationen, die sich nur auf zwei Regionen beziehen, das zu

³⁰ „Fuss“ und „Fuß“ beziehen sich auf dieselbe Person: Daniel Fuß. Allerdings wurde in einem englischsprachigen Beitrag in der *Slovak Sociological Review* offensichtlich das scharfe „ß“ im Namen durch ein doppeltes „s“ ersetzt.

³¹ Die Zitation bezieht sich auf die kumulative Dissertationsschrift von Daniel Fuß, die aus vier Artikeln besteht. Der hier zitierte Beitrag ist veröffentlicht in der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 26 (1), S. 69-85.

³² Laut Angaben in der Dissertationsschrift wurde der Artikel im November 2005 bei der Zeitschrift *European Societies* (peer reviewed) eingereicht, bislang ist er allerdings nicht erschienen.

ignorieren scheinen, erkennen Grundy und Jamieson (2005, 5.2)³³ immerhin das Problem: „(...), it is important to note that the different questions produce rather different answers“.

Nur einzelne Items auszuwerten hat zwar den Vorteil, dass die Problematik unterschiedlicher Messungen auch für den Betrachter der Ergebnisse offensichtlich wird. Die Ergebnisse werden jedoch einfach nebeneinander gestellt. Die Unterschiede zwischen den Items können nur festgestellt und beschrieben werden, ohne statistisch zu klären, wie gravierend die Problematik aus messtheoretischer Sicht überhaupt ist. Ob internationale Vergleiche auf Basis der dargestellten Items überhaupt durchführbar sind und welchen Items dabei eher vertraut werden kann, bleibt eine subjektive Entscheidung des Forschers. – Subjektive Entscheidungen sind letztendlich willkürlich.

In Tabelle 5b sind jene Publikationen angeführt, die aus den einzelnen Items einen zusammengesetzten Indikator, also eine latente Variable bilden. Prinzipiell eröffnet diese Vorgangsweise den methodischen Vorteil, die Messgüte des gebildeten Indikators beurteilen zu können. Erst wenn eine zufriedenstellende Messgüte nachgewiesen werden kann, darf der Indikator inhaltlich interpretiert werden. Nur dann ist es legitim, einen äußerst angenehmen Nebeneffekt dieser statistischen Operation zu nutzen: Es gibt dann nur mehr einen Zahlenwert für das latente Konstrukt pro Region. Die bislang vorliegenden Publikationen nutzen bereitwillig diesen Vorteil eines zusammengesetzten Indikators, allerdings ohne eine für ihre Zwecke hinreichende Prüfung der Messgüte vorzunehmen. (Eine lobenswerte Ausnahme stellt ein Teil der Dissertation von Fuß dar(2006, S. 73-93), leider hält sie Fuß (2006, S.94-116) selbst nicht durch (vgl. dazu weiter unten). In einigen Publikationen, darunter auch eine, an der ich vor drei Jahren maßgeblich beteiligt war (Datler et al. 2005), wird eine Reliabilitätsanalyse durchgeführt und die Maßzahl Cronbachs α berichtet. Hier ist auch die Stelle für nachholende Selbstkritik eines jungen Soziologen, der es mittlerweile besser weiß. Cronbachs α für alle Untersuchungsregionen insgesamt auszuweisen (vgl. Tab. 5b, „Cronbachs α global“), ist schlichtweg falsch, da es sich nicht um eine Zufallsstichprobe handelt, sondern um mehrere Zufallsstichproben, die miteinander verglichen werden sollen. Schmeißt man alle Datensätze zusammen, so kann der berechnete Wert von Cronbachs α eben nichts über die internationale Vergleichbarkeit der Messungen aussagen. Dieser methodische Fehler

³³ Die zitierte Quelle, Sociological Research Online, ist als reines Online Journal konzipiert. Angeführt ist daher keine Seitenzahl sondern, wie auf der Webpage des Journals empfohlen, die Absatznummer.

findet sich jedoch auch bei Fuss (2004). Fuß (2006) hat allerdings auch einen Beitrag veröffentlicht, der Cronbachs α adäquat ausweist: für jede Region extra.

Cronbachs α ist eine Maßzahl der Reliabilität, also der „Zuverlässigkeit“ von wiederholten Messungen. In einer Reliabilitätsanalyse multipler Items werden die einzelnen Items als wiederholte Messungen des theoretischen Konstrukts interpretiert. Hohe Reliabilität bedeutet, dass die einzelnen Items in hohem Maße dasselbe Konstrukt messen. Allerdings ist Cronbachs α nicht nur eine Funktion der durchschnittlichen Interkorrelation der Items, sondern auch der Anzahl der Items der Skala (Schnell et al. 1999, S.147).³⁴ Wird einer Skala ein Item hinzugefügt, erhöht sich der Wert für Cronbachs α , ohne dass die tatsächliche Reliabilität der Skala steigt. Wenn, wie in unserem Fall, die Zahl der verwendeten Indikatoren unterschiedlich gehandhabt wird (vgl. Tab. 5b), lässt sich Cronbachs α daher nur bedingt für einen Vergleich der Reliabilitäten unterschiedlicher Operationalisierungen heranziehen. Viel schwerer wiegt jedoch, dass Cronbachs α keine Aussagen über die Äquivalenz der Messung in den unterschiedlichen Regionen macht (Van De Vijver & Leung 1997, S. 134f.). Im schlimmsten Fall kann es sein, dass Items in unterschiedlichen Kontexten verschiedene Konstrukte messen bzw. verschiedene systematische Messfehler aufweisen (was messtheoretisch dasselbe heißt). Auch wie die Befragten die Antwortskala verwenden, d. h. wie sie aufgrund ihrer Positionierung auf der Skala der latenten Variable die manifesten Antwortkategorien auswählen sowie die generelle Tendenz bestimmte Antwortkategorien zu wählen oder zu meiden (etwa „weiß nicht“ Kategorien, extreme oder mittlere Antwortkategorien), können sich in verschiedenen Kontexten unterscheiden (Schwarz 2003, Smith 2003). In der Messtheorie spricht man in diesem Fall von kontextabhängigen „Response Sets“ der Befragten.

Einen ausgereiften Test auf die Messqualität der verwendeten Indikatoren und ihre Vergleichbarkeit zwischen Regionen nimmt Fuß (2006, S. 73-93) nur in einem Beitrag vor. Dabei verwendet er ein faktoranalytisches Messmodell im Rahmen des allgemeinen

³⁴ Die Formel für Cronbachs α ist:

$$\frac{N}{N-1} \left(\frac{\sigma_X^2 - \sum_{i=1}^N \sigma_{Y_i}^2}{\sigma_X^2} \right)$$

wobei N der Anzahl der Items, σ_X^2 der Varianz der beobachteten Gesamtestscores und $\sigma_{Y_i}^2$ der Varianz in Item i entspricht.

Ansatzes der Strukturgleichungsmodelle (kurz „SEM“ nach Structural Equation Modeling, vgl. dazu Kap. 9), der es erlaubt, die Varianz der Items, die auf die latente Variable zurückzuführen ist, von der Varianz, die auf Messfehler zurückzuführen ist, zu trennen. Zudem zeigt er durch Modellrestriktionen, dass ein Messmodell mit den Indikatoren Item 1 „FÜHLEN“, Item 2 „WICHTIG“, Item 3 „VERBUNDEN“ und Item 5 „ÄHNLICH“, für die Regionen Bielefeld und Chemnitz in gleicher Weise angebracht ist und für den Vergleich von Beziehungen mit anderen Konstrukten zwischen den beiden Regionen verwendet werden kann. Allerdings setzt Fuß dieses Verfahren in einer Publikation, die nicht nur zwei sondern sechs Regionen miteinander vergleicht und damit ein weit höheres Risiko nicht vergleichbarer Messungen aufweist, nicht mehr ein (Fuß 2006, S.94-116).

9 Das Messinstrument „Identifikation mit Europa“ – Ein rigoroser Test

9.1 Eigenschaften eines Messinstruments und ihre Überprüfung

Nur valide Messungen sind gültige Messungen. Was Validität genau bedeutet und welche Maßzahlen oder methodischen Designs dementsprechend zu ihrer Überprüfung herangezogen werden müssen, wird in der empirischen Sozialforschung in den letzten Jahren erneut heftig diskutiert (Borsboom & Mellenbergh 2004). Obwohl in Lehrbüchern am häufigsten zu finden (so auch in Schnell et al. 1999, S. 150ff.), ist die Konstruktvalidierung, wie sie sich im deduktiv-nomologischen Modell (Cronbach & Meehl 1955) darstellt, streng genommen empirisch nur in den wenigsten Fällen anwendbar. Konstruktvalidierung nach Cronbach und Meehl erfordert, ein nomologisches Netzwerk von theoretischen und empirischen Sätzen an den Daten zu überprüfen. Die theoretischen Sätze sollen dabei genau spezifizieren, wie sich verschiedene Konstrukte zueinander verhalten. Die Sozialwissenschaften stehen zu oft vor dem Problem, über keine präzisen, gesicherten Wissensbestände über den Zusammenhang ihrer Konstrukte zu verfügen. Für europäische Identität gilt das im Besonderen (zu einem Versuch einer Konstruktvalidierung und ihren unbefriedigenden Ergebnissen vgl. die Kritik an Sinnott (2006) in Kap. 8.2). Borsboom und Mellenbergh (2004) plädieren für eine einfachere Definition von Validität, die sich mit dem deckt, was Forscher in ihrer empirischen Arbeit ohnehin darunter verstehen: Eine Messung ist valide, wenn sie das misst, was sie vorgibt zu messen.³⁵ Ich werde die Messung von Identifikation mit Europa daraufhin überprüfen, ob sie den Vorgaben der Vergleichbarkeit zwischen den Regionen genügt. Offensichtlich wurde die Validität der Messung im internationalen Vergleich in allen bisherigen Publikationen vorausgesetzt. Sonst wären folgende Aussagen gar nicht zulässig, die hier über die Mittelwerte eines additiven Index getroffen werden: „Remarkably there are no regional differences in Germany and in Austria, which one might have expected with Chemnitz situated in Former Eastern Germany and Bielefeld situated in Former Western Germany or with Vienna representing the centre of Austria and Vorarlberg representing the periphery of Austria. In Spain the picture is different: Identification with Europe as measured here is much higher in Madrid than in Bilbao, in

³⁵ Die Definition ist einfach. Dahinter steckt aber eine gut argumentierte realistische Theorie der Erkenntnis, die das Hauptaugenmerk der Diskussion um Validität auf die Frage richtet, ob ein Konstrukt tatsächlich in der sozialen Welt existiert (also eine rein epistemologische Frage durch eine ontologisch ersetzt).

the Basque region. In Great Britain the identification with Europe is below average, but it is considerably lower in Edinburgh than in Manchester” (Datler et al. 2005, S.6)³⁶. Die Höhe des Mittelwerts eines additiven Index von Items wird hier als das durchschnittliche Ausmaß der Identifikation mit Europa verstanden. Die Unterschiede der Mittelwerte zwischen den Regionen werden als Unterschied der durchschnittlichen Stärke der Identifikation mit Europa interpretiert. Die Bemerkung „as measured here“ mag ein Ausdruck des leichten Zweifels gewesen sein, das macht es jedoch auch nicht besser.

Vergegenwärtigen wir uns die statistischen Voraussetzungen, unter denen eine solche Interpretation steht. Die statistischen Bedingungen werde ich in der Terminologie allgemeiner Strukturgleichungsmodelle – auch als Analyse von Varianz-Kovarianz Strukturen bezeichnet – erläutern. Das verwendete Modell ist eine konfirmatorische Faktorenanalyse mit multiplen Gruppen (multiple group Confirmatory Factor Analysis (CFA), grundlegend Joreskog 1971) mit reflexiven Indikatoren, d. h. die Variation in der latenten Variable wird als Ursache für die beobachtete Variation in den gemessenen Items spezifiziert.³⁷ Als Information in die Schätzung gehen die Varianzen und Kovarianzen der Items ein, geschätzt werden die Faktorladungen und Fehlervarianzen der Items („Messfehler“) sowie die Varianz der latenten Variable. In einer Erweiterung des Modells gehen als zusätzliche Informationen die Mittelwerte der Items mit ein, was die Schätzung der Intercepts der Items und des Mittelwerts der latenten Variablen ermöglicht (multiple group Mean- And Covariance Structure (MACS) model, grundlegend dazu Sörbom 1974, 1978). Ist die Anzahl eingehender Informationsmomente größer als die Anzahl der frei zu schätzenden Parameter des Modells, so hat das Modell Freiheitsgrade (df – „degrees of freedom“), die es erlauben die Anpassung des spezifizierten Modells an die tatsächliche Datenstruktur zu beurteilen.³⁸

³⁶ Ich zitiere hier mit Absicht meine eigenen Arbeiten, Ähnliches lässt sich in allen in Tabelle 5b angeführten Analysen finden. So können die Ausführungen zumindest als Fortschritt der Kompetenz eines jungen Soziologen interpretiert werden und müssen nicht den Kenntnisstand von erfahreneren Kollegen kritisieren, der dann vielleicht gar als unzureichend bezeichnet werden müsste.

³⁷ „Gruppe“ wird im SEM Ansatz nicht im soziologischen Sinn verwendet, sondern als technischer Begriff. Eine „Gruppe“ kann dabei jegliche Art von Kontext sein, etwa auch territoriale oder sozio-kulturelle Einheiten.

³⁸ Strukturgleichungsmodelle sind freilich ein Spezialgebiet der Statistik – wenn die letzten Bemerkungen dem Leser unverständlich waren, kann ich im Rahmen dieser Arbeit allerdings nur auf einführende Literatur zu Strukturgleichungsmodellen verweisen und versichern, dass die inhaltlichen Schlussfolgerungen wieder eher allgemein verständlich sein werden. Gut lesbare Einführungen geben Byrne (2001) und Reinecke (Reinecke 2005), stärker auf den mathematisch-statistische Hintergrund geht Bollen (1989) ein.

In der Literatur werden verschiedene Stufen der Invarianz von Messmodellen im Vergleich zwischen verschiedenen Kontexten unterschieden (De Beuckelaer 2005, S. 75ff., Horn & Mc Ardle 1992, Meredith 1993, Saris & Gallhofer 2007, S. 329ff., Van De Vijver & Leung 1997, Vandenberg & Lance 2000)³⁹. In der Bezeichnung der Stufen folge ich Steenkamp und Baumgartner (1998) und unterscheidet konfigurale, metrische und skalare Invarianz („configural“, „metric“, „scalar invariance“).⁴⁰

Tabelle 6 Die drei Stufen der Invarianz eines Messmodells

Stufe der Invarianz	Restriktionen	Implikationen		Bsp. Fragestellung
		messtheoretisch	inhaltlich	
konfigural	gleiche Pfade zwischen Items und latenten Konstrukten in allen Gruppen ("gleiches Pfaddiagramm")	Voraussetzung für Vergleiche	-	-
metrisch	Faktorladungen der einzelnen Items über die Kontexte gleichgesetzt	keine Unterschiede zwischen den Kontexten in der Kalibrierung der Intervalle auf der Antwortskala, Extreme Response Styles wenig wahrscheinlich	strukturelle Beziehungen latenter Konstrukte können zwischen den Kontexten verglichen werden	Unterscheiden sich die Beziehungen zwischen Identifikation mit Europa und Identifikation mit der Nation zwischen den Regionen?
skalar	Faktorladungen und Intercepts der einzelnen Items über die Kontexte gleichgesetzt	Unterschiede zwischen den Kontexten in der Akquieszenz wenig wahrscheinlich	strukturelle Beziehungen zwischen Konstrukten und Mittelwerte eines Konstrukts können zwischen den Kontexten verglichen werden	Gibt es Unterschiede in der durchschnittlichen Identifikation mit Europa zwischen den Regionen?

Tabelle 6 zeigt die Restriktionen, die für konfigurale, metrische und skalare Invarianz über die verschiedenen Kontexte gesetzt werden müssen. Die Restriktionen bauen aufeinander auf und werden sukzessive strenger. Konfigurale Invarianz ist eine Voraussetzung für metrische Invarianz, die wiederum eine notwendige Bedingung für

³⁹ Oft finden sich die Ausführungen unter dem Stichwort „cross-cultural comparison“. Wann verschiedene Kontexte als verschiedene Kulturen zu bezeichnen sind, hängt vom verwendeten Kulturbegriff ab. Das kann an dieser Stelle nicht ausreichend erörtert werden. Alle Vergleiche als „cross-cultural“ zu benennen trägt jedenfalls nicht dazu bei, die Unterschiede zwischen den Kontexten – in denen ja auch die Erklärung für die Gefahr der Invarianz der Messungen zu suchen ist – genauer zu bestimmen. Nicht unproblematisch ist es, die Kontexte der Datenerhebung, die zumeist Staaten sind, per se als verschiedene Kulturen zu betrachten. Deshalb werden die Vergleiche, wie sie in dieser Arbeit untersucht werden, auch nur deskriptiv benannt als das, was sie sind: Vergleiche zwischen Regionen in nationalen Kontexten.

⁴⁰ Steenkamp und Baumgartner (1998) erwähnen neben diesen drei Stufen der Invarianz noch stärkere Restriktionsstufen: Faktorkovarianz Invarianz, Faktorvarianz Invarianz und Fehlervarianz Invarianz. Diese Stufen haben alle skalare Invarianz als Voraussetzungen, sind also sehr restriktiv. Für die in dieser Arbeit verfolgte inhaltliche Fragestellung, ob das Niveau der Identifikation mit Europa zwischen den Regionen verglichen werden darf, ist skalare Invarianz die zu erreichende Stufe. Zu unterschiedlichen Anwendungen vergleiche die systematische Darstellung von insgesamt 67 Studien bei Vandenberg und Lance(2000, S. 19ff.).

skalare Invarianz darstellt. Konfigurale und Metrische Invarianz werden in multiple group CFA Modellen getestet, für skalare Invarianz werden auch Intercepts und Mittelwerte geschätzt und somit ein multiple group MACS Modell spezifiziert.

Konfigurale Invarianz besagt, dass in den verschiedenen Kontexten dieselben Faktoren existieren und dieselben Items mit den jeweiligen Faktoren assoziiert sind. Das Modell hat in allen Kontexten dieselbe Konfiguration (Horn & Mc Ardle 1992, Meredith 1993). Ohne konfigurale Invarianz kann ein Vergleich zwischen den Kontexten gar nicht erst angestrebt werden.

Metrische Invarianz fordert darüber hinaus gleich hohe Faktorladungen der einzelnen Items über die Kontexte (Rock et al. 1978). Tau-äquivalenz innerhalb der Kontexte, also gleich hohe Faktorladungen unterschiedlicher Items eines Konstrukts, ist dafür nicht erforderlich. Die messtheoretische Implikation von metrischer Invarianz ist, dass Differenzen in den Ausprägungen der Items (Intervalle) zwischen den Kontexten verglichen werden können. Das ist die Voraussetzung, um strukturelle Beziehungen (z. B. Korrelationen) latenter Variablen zwischen den Kontexten zu vergleichen. Tabelle 6 gibt dafür ein Beispiel einer Fragestellung: Hat man sowohl für ein Messinstrument zu Identifikation mit Europa als auch für ein Messinstrument zu Identifikation mit der Nation metrische Invarianz etabliert, kann man der Frage nachgehen, ob sich die Beziehung zwischen europäischer und nationaler Identifikation zwischen verschiedenen Untersuchungsregionen unterscheidet.

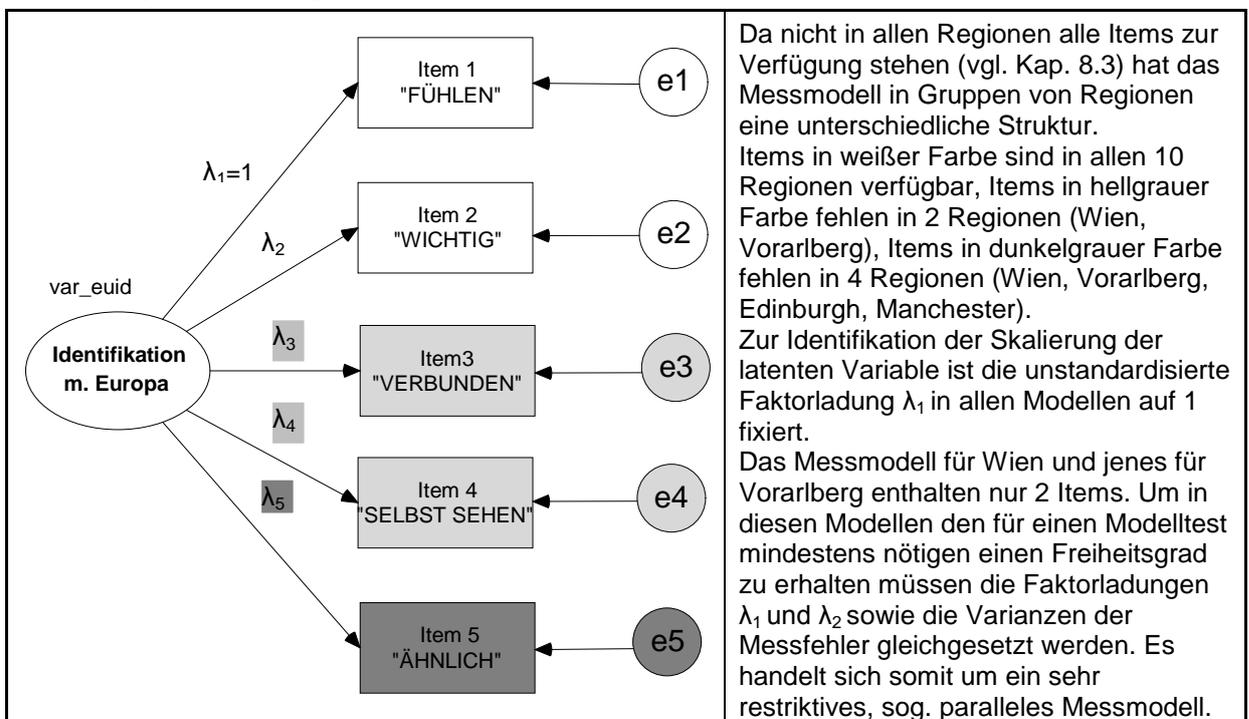
Skalare Invarianz erfordert als zusätzliche Modellrestriktion gleiche Intercepts über die Kontexte. Skalare Invarianz bedeutet, dass Differenzen in den Mittelwerten der beobachteten Items - bis auf ihre Messfehler - auf Differenzen des Mittelwerts des latenten Konstrukts zurückzuführen sind (Meredith 1993)⁴¹. In Strukturgleichungsmodelle wird die Varianz des Items, die auf das interessierende latente Phänomen zurückzuführen ist, von der Fehlervarianz getrennt („Messfehlerbereinigung“). Differenzen in solcherart geschätzten latenten Mittelwerten eines Konstrukts können inhaltlich als Niveauunterschiede des interessierenden Phänomens interpretiert werden.

⁴¹ Skalare Invarianz wird hier in Anlehnung an Steenkamp und Baumgartner (1998) verwendet, um die Gleichsetzung von Intercepts zu benennen. Andere Autoren (etwa Hui & Triandis 1985) verstehen unter skalarer Invarianz sowohl die Invarianz von Faktorladungen als auch die Invarianz von Intercepts. Meredith (1993) zeigt jedoch, dass es vor allem in Hinblick auf die inhaltlichen Implikationen wichtig ist, zwischen metrischer und skalarer Invarianz zu differenzieren.

9.2 Test des Messmodells in den einzelnen Regionen

Bevor mit multiplen Gruppenvergleichen begonnen wird, ist es ratsam das Messmodell für jede Gruppe separat zu testen (Byrne 2001, S. 175f.). Vor allem bei komplexeren Messmodellen mit mehreren latenten Dimensionen können dadurch unterschiedliche Modellstrukturen und Probleme in der Datenanpassung in bestimmten Gruppen einfacher identifiziert werden (z. B. „Cross loadings“, Fehlerkovarianzen). In unserem Fall dient dieser erste Schritt auch dazu, Messmodelle mit allen in der jeweiligen Untersuchungsregion zur Verfügung stehenden Items (vgl. dazu Kap. 8.3) zu spezifizieren und zu beurteilen. Erst in einem zweiten Schritt werden die Regionen simultan berücksichtigt und die Invarianz des Messmodells geprüft.

Abbildung 3 Pfaddiagramm des CFA Modells



Alle im Folgenden diskutierten Modelle wurden in AMOS 16 mit dem Maximum Likelihood (ML) Schätzverfahren berechnet.⁴² Als Input für die Schätzung des multiple group CFA Modells wurden für die im jeweiligen Modell berücksichtigten Regionen

⁴² Das ML-Schätzverfahren basiert zwar auf der Annahme der multivariaten Normalverteilung, ist aber in multiple group CFA Modellen robust in Bezug auf die Wahrscheinlichkeit inkorrektter Schlussfolgerung, auch wenn (ordinale) Likert-Skalen mit schiefen Verteilungen vorliegen (De Beuckelaer 2005).

eigene Korrelationsmatrizen erstellt. Fehlende Werte wurden dabei paarweise ausgeschlossen.⁴³

Einige kurze Bemerkungen über die Beurteilung der Güte von Modellen muss ich der Ergebnisinterpretation voranstellen: In Amos 16 steht (wie in allen SEM Programmen) eine Fülle von Maßzahlen zur Beurteilung der Modelanpassung zur Verfügung (vgl. dazu das Handbuch von Arbuckle 2007). Die X^2 -Anpassungsstatistik in Verbindung mit der Zahl der Freiheitsgrade alleine hat nämlich nur bedingte Aussagekraft, da der Chi-Quadrat Wert mit der Stichprobengröße steigt (Byrne 2001, S. 81, Cheung & Rensvold 2002). Die hier getroffene Auswahl an Goodness-of-fit Indices (GFIs) orientiert sich an den Empfehlungen von Hu & Bentler (1999). Ausgewiesen werden zwei „absolute fit indices“⁴⁴ (Hu & Bentler 1999, S. 2) (Root Mean Square Error of Approximation (RMSEA) mit dem zugehörigen p-value of close fit (pclose) und Standardized Root Mean squared Residual (SRMR) und ein „incremental fit index“⁴⁵ (Bentler’s Comparative Fit Index (CFI)). Bentler & Hu (1999) zeigen entgegen früher weniger restriktiver Annahmen, dass unter den meisten Bedingungen $CFI \geq .95$, $SRMR \leq .08$ und $RMSEA \leq .06$ notwendig sind, um von einer guten Modellanpassung sprechen zu können. Hu & Bentler selbst und später Marsh, Hau und Wen (2004) warnen jedoch davor, diese Empfehlungen als allgemeingültige goldene Regeln zu betrachten. Abhängig insbesondere von der Stichprobengröße und der Art der Misspezifikation des Modells können selbst diese Kriterien zum häufigen Verwerfen von richtigen Modellen (Typ I Fehler) bzw. zur häufigen Annahme falscher Modelle (Typ II Fehler) führen.⁴⁶

Allgemein muss man sich darüber im Klaren sein, dass Fit Statistiken einzig die Anpassung eines Modells an die Daten fassen, und in keinster Weise eine Einschätzung liefern, wie plausibel das Modell inhaltlich ist.

⁴³ Schafer and Graham (2002) haben in Simulationsstudien gezeigt, dass bei weniger als 5% fehlenden Werten paarweiser Fallausschluss gegenüber listenweisem Fallausschluss unbedingt vorzuziehen ist, aufwändigere Methoden (z. B. multiple Imputation, full information maximum likelihood) aber nur minimal bessere Ergebnisse erzielen als der paarweise Fallausschluss. Das 5% Kriterium trifft auf die verwendeten Daten zu.

⁴⁴ „Absolute fit indices“ beurteilen inwieweit ein a priori spezifiziertes Modell in der Lage ist, die Daten zu reproduzieren.

⁴⁵ „Incremental fit indices“ messen die Verbesserung der Datenanpassung des spezifizierten Modells im Vergleich zu einem restriktiveren „baseline model“. Das „baseline“ Modell ist zumeist ein „Nullmodell“, in dem alle beobachteten Variablen miteinander unkorreliert sind.

⁴⁶ Das hat vor allem mit der Frage zu tun, wann eine Misspezifikation so klein ist, dass sie akzeptabel ist (sog. „acceptable-misspecified models“, vgl. dazu Marsh et al. 2004, S. 327ff.).

Deutlich besser als zur Beurteilung eines einzelnen Modells eignen sich GIFs, um geschachtelte Modelle zu vergleichen und zwischen dem Grad an Misspezifikation zu unterscheiden (Cheung & Rensvold 2002, Marsh et al. 2004, S. 337), also für den zweiten Schritt der multiplen Gruppenvergleiche. Die beste Datenanpassung hat natürlich ein Modell, das alle geschätzten Parameter über die Gruppen frei setzt. Jede Gleichsetzung von Parametern über die Gruppen wird die Datenanpassung verschlechtern⁴⁷, stellt also eine potentielle Misspezifikation dar. Die Frage ist, ob sich die Datenanpassung derart verschlechtert, dass das Modell mit Gleichsetzungen über die Gruppen im Vergleich zum Modell ohne diese Beschränkungen („cross-group constraints“) zu einer nicht akzeptablen Verschlechterung der Modellanpassung führt. Gleichsetzungen über die Gruppen sind nämlich das Ziel, das aus zweierlei Gründen verfolgt wird. Sie sind eine sparsamere Spezifikation der Datenstruktur und eine Voraussetzung für Vergleiche zwischen den Gruppen (vgl. Kap. 9.1). Als Maßzahl dafür, ob die Verschlechterung der Modellanpassung akzeptiert werden kann, wird oft der Likelihood Ratio (LR) Test verwendet (auch als X^2 -Differenzen Test bezeichnet), der den Verlust in der Modellanpassung (ΔX^2) zum Gewinn an Freiheitsgraden in Verhältnis setzt (Δdf). Der Vorteil des LR Tests liegt in seinen bekannten Verteilungseigenschaften (ΔX^2 ist selbst X^2 -verteilt mit Δdf Freiheitsgraden), er hat allerdings den gravierenden Nachteil, stark von der Stichprobengröße abhängig zu sein (Byrne 2001, S. 81). Zudem lassen sich mit dem LR Test nur sog. „geschachtelte“ Modelle („nested models“) vergleichen.⁴⁸ Der LR Test kann also nicht zum Vergleich von Modellen mit metrischer Invarianz, die keine Intercepts und Mittelwerte enthalten, mit Modellen mit skalarer Invarianz, die zusätzlich Intercepts und Mittelwerte schätzen, herangezogen werden. Cheung & Rensvold (2002) zeigen in Simulationsstudien mit CFA Modellen ohnehin, dass sich alle Stufen der Invarianz durch die Veränderung von bestimmten GFIs (ΔGFI) besser beurteilen lassen. Sie empfehlen $\Delta CFI \leq ,01$ als Kriterium dafür, die Nullhypothese der Invarianz nicht zu verwerfen.⁴⁹ Chen(2007) empfiehlt auf Basis von Simulationsstudien unterschiedliche Cutoff-Werte für verschiedene Stichprobengrößen und Arten der Invarianz. Für

⁴⁷ Das gilt in jedem Fall für den absoluten Wert der X^2 -Diskrepanzfunktion. X^2/df und die meisten GFIs berücksichtigen bereits die durch eine Restriktion erhöhte Sparsamkeit des Modells und müssen daher im Vergleich zum nicht-restringierten Modell nicht unbedingt schlechter ausfallen.

⁴⁸ Geschachtelte Modelle („nested models“) stehen in einer Hierarchie zueinander, da sie dieselben Variablen und dieselben Parameter enthalten. Sie unterscheiden sich nur in den Parameterrestriktionen (Bollen 1989, S. 291ff.).

⁴⁹ Andere ΔGFI s die Cheung und Rensvold empfehlen (2002), die aber in Amos 16 nicht zur Verfügung stehen sind: ΔGamma , $\Delta \text{McDonald's NCI}$.

Stichproben mit einem totalen $N > 300$ und einer ähnlichen Stichprobengröße in den Gruppen sind bei der Beurteilung von metrischer Invarianz die folgenden Bedingungen erforderlich, um die Nullhypothese der metrischen Invarianz nicht zu verwerfen: $\Delta CFI \leq - ,01$, $\Delta RMSEA \leq ,01$ und $\Delta SRMR \leq 0.30$.⁵⁰ Für die Beurteilung von skalarer Invarianz gelten unter diesen Bedingungen für ΔCFI und $\Delta RMSEA$ dieselben Grenzwerte (Chen 2007).⁵¹

Tabelle 7 Separat geschätzte CFA Modelle

	Faktorladungen: standardisiert (unstandardisiert)					Modellanpassung					
	λ_1	λ_2	λ_3	λ_4	λ_5	df	χ^2	RMSEA	pclose	SRMR	CFI
Chemnitz	0,56 (1,00)	0,77 (1,42)	0,50 (0,94)	0,54 (1,12)	0,67 (1,24)	5	22,5	,094	,028	,041	,957
Bielefeld	0,53 (1,00)	0,69 (1,35)	0,42 (0,77)	0,54 (1,17)	0,80 (1,49)	5	24,4	,099	,017	,041	,952
Bratislava	0,73 (1,00)	0,51 (0,64)	0,65 (0,78)	0,45 (0,45)	0,40 (0,44)	5	56,8	,165	,000	,072	,839
Prag	0,67 (1,00)	0,61 (0,94)	0,57 (0,79)	0,50 (0,62)	0,72 (1,05)	5	6,9	,031	,671	,022	,995
Bilbao	0,83 (1,00)	0,64 (0,77)	0,76 (0,98)	0,74 (0,98)	0,80 (0,83)	5	15,1	,069	,180	,019	,989
Madrid	0,78 (1,00)	0,74 (1,07)	0,61 (0,77)	0,63 (0,99)	0,65 (0,75)	5	31,4	,115	,002	,037	,957
Edinburgh	0,87 (1,00)	0,65 (0,70)	0,64 (0,75)	0,53 (0,44)	- -	2	0,5	,000	,885	,008	1,000
Manchester	0,76 (1,00)	0,77 (1,01)	0,55 (0,74)	0,53 (0,60)	- -	2	4,1	,059	,325	,020	,992
Vorarlberg	0,62 (1,00)	0,62 (1,00)	- -	- -	- -	1	12,4	,170	,006	,003	,823
Wien	0,59 (1,00)	0,59 (1,00)	- -	- -	- -	1	10,1	,152	,014	,002	,825

Modellrestriktionen: in alle Regionen unstandardisierte Faktorladung $\lambda_1=1$;

Vorarlberg und Wien: paralleles Messmodell (gleich hohe Faktorladungen, gleich hohe Fehlervarianzen).

Tabelle 7 zeigt die Faktorladungen und Maßzahlen der Modellanpassung für die in jeder Region separat geschätzten Messmodelle. Beginnen wir mit den klaren Befunden: Das notgedrungenermaßen für Wien und Vorarlberg spezifizierte parallele Messmodell mit den zwei verfügbaren Items erzielt nach allen Kriterien eine äußerst schlechte Datenanpassung und kann nicht akzeptiert werden. Man würde meinen, dass läge an der restriktiven Spezifikation eines parallelen Messmodells. Zur Kontrolle in den anderen Regionen ebenfalls berechnete parallele Messmodelle mit diesen zwei Items zeigen aber ausnahmslos eine weit bessere, durchaus akzeptable Datenanpassung. Trotz der strengen Restriktionen ist das vor allem deswegen nicht verwunderlich, weil ein Modell mit bloß einem Freiheitsgrad nur mehr wenig Spielraum lässt, es gegen die Daten zu testen. Die Schwäche der Messmodelle in Vorarlberg und Wien geht auf den im Vergleich zu

⁵⁰ $\Delta CFI \leq - ,01$ ist mathematisch inkorrekt, findet sich aber in dieser Form in der Literatur. Eigentlich müsste sich der Ausdruck auf den Betrag der Veränderung beziehen ($\Delta CFI \leq | ,01 |$). Zur Verdeutlichung: $\Delta CFI = - ,02$ soll die Invarianzhypothese verwerfen, $\Delta CFI = - ,005$ nicht.

⁵¹ Laut Chen (2007), der seine Simulationsstudien mit dem Programm Mplus berechnet eignet sich auch $\Delta SRMR$ zur Beurteilung von skalarer Invarianz. Allerdings werden bei der Berechnung des RMR-Werts (Grundlage für SRMR) in AMOS 16 Intercepts gar nicht berücksichtigt (vgl. dazu die Anmerkungen des AMOS Supports unter http://www.amosdevelopment.com/support/faq/no_gfi.htm [14.10.2008]). $\Delta SRMR$ wird daher in dieser Arbeit nur zur Beurteilung metrischer Invarianz herangezogen, nicht aber zur Beurteilung skalarer Invarianz.

anderen Regionen großen Unterschied in den Varianzen der Items 1 und 2 zurück, der in parallelen Messmodellen „bestraft“ wird (vgl. zu den Varianzen der Items in allen Regionen die Korrelationsmatrizen im Anhang).⁵² Die Messmodelle mit 4 Indikatoren wie sie für Manchester und Edinburgh spezifiziert wurden zeigen eine gute Datenanpassung und ausreichend hohe Faktorladungen.⁵³ Die Faktorladungen der Items 1 und 2 sind dabei deutlich höher als jene der Items 3 und 4. Unter den Regionen mit Messmodellen mit 5 Items kann einzig in Prag ein sehr guter Fit erzielt werden. Für Bilbao ist der Fit insgesamt als gerade noch akzeptabel zu beurteilen. Weniger klar sind die Befunde für Chemnitz, Bielefeld und Madrid. Abgesehen von λ_3 für Bielefeld sind die Faktorladungen akzeptabel. Die Messmodelle weisen zwar alle einen akzeptablen CFI auf, ihr RMSEA deutet aber auf eine ungenügende Modellanpassung hin. Die RMSEA Werte dieser Messmodelle könnten durch nachträgliche Modifikationen (Fehlerkovarianzen) problemlos auf akzeptable Größen gesenkt werden. A posteriori Modifikationen um den Modell-Fit zu verbessern sind in der Praxis meist notwendig, sollten aber nur vorgenommen werden, wenn eine inhaltliche Begründung dafür gegeben werden kann.⁵⁴ Fehlerkovarianzen wären zwischen Items plausibel (und damit auch als Modifikation vertretbar), die entweder dasselbe bzw. ein ähnliches Identifikationsobjekt verwenden oder die soziale Relation bzw. deren Folgen ähnlich beschreiben (vgl. Kap. 8.3). Keine der in den Modifikationsindizes vorgeschlagenen Fehlerkovarianzen entspricht dieser Bedingung (!). Auf „Modeltrimming“ wird daher verzichtet.

Das Messmodell für Bratislava weist eine derart schlechte Anpassung an die Daten auf, dass es auch durch nachträgliche Modifikationen nicht annähernd in den Bereich akzeptablen Fits gebracht werden konnte. Bereits in der deskriptiven Analyse waren für Bratislava überdurchschnittlich große Unterschiede zwischen den Mittelwerten der Items aufgefallen. Die Korrelationen der Items schwanken weit stärker als in den anderen Regionen (Die Korrelationsmatrizen der Items sind für jede Region im Anhang

⁵² In diesem Zusammenhang sei nochmals darauf hingewiesen, dass für die Erhebungen in Österreich eine andere Itemformulierung gewählt wurde als für die Erhebungen in Deutschland. Damit wurde die Möglichkeit vertan, zu beurteilen, inwieweit die Problematik der unterschiedlichen Varianzen auf nicht äquivalente Itemübersetzungen oder auf kontextspezifische Response Sets zurückzuführen ist.

⁵³ Wann eine Faktorladung „ausreichend hoch“ ist wird in der Literatur kontrovers diskutiert. Jedenfalls gilt „je höher desto besser“. Ich erachte standardisierte Faktorladung $>0,5$ für erstrebenswert, wenn man sich vergegenwärtigt, dass das Quadrat der standardisierten Faktorladung dem Anteil der Varianz des Items entspricht, der durch den Faktor erklärt werden kann (den das Item ja messen soll). Bei einer standardisierten Faktorladung von 0,5 beträgt die Varianzerklärung nur 25%.

⁵⁴ Auch das ist eigentlich eine schwache Bedingung, wenn man bedenkt, dass für etwas, das gefunden wurde, erst im Nachhinein eine Begründung gegeben werden muss. Meist lässt sich dann auch eine finden, die den Anschein erweckt, sie wäre a priori plausibel.

ausgewiesen). Da in den Daten für Bratislava fünf Items zur Verfügung stehen, besteht eine andere Modifikationsstrategie darin, problematische Items auszuschließen. Der offensichtlichste Kandidat dafür ist Item 5, das die niedrigste Faktorladung aufweist. In Tabelle 8 ist diese Modifikation als Modell 1 ausgewiesen. Die Datenanpassung ist zwar gegenüber dem Modell mit fünf Indikatoren deutlich besser, allerdings noch nicht akzeptabel. Niedrige Faktorladungen weisen weiterhin Item 4 und Item 2 auf. In Modell 2a wird zusätzlich Item 4 ausgeschlossen, in Modell 2b stattdessen Item 2. Um in diesen Modellen noch einen Freiheitsgrad zu erhalten, werden die unstandardisierten Faktorladungen von Item 1 und Item 3 gleichgesetzt. Modell 2a weist eine sehr gute Datenanpassung auf. Allerdings kann das Modell mit nur einem Freiheitsgrad nur mehr eingeschränkt gegen die Daten getestet werden und die Faktorladung λ_4 ist relativ niedrig. Nur Item 1 und Item 3 haben ausreichend hohe Faktorladungen. Spezifiziert man allerdings ein Messmodell mit diesen 2 Items (Modell 3) und nimmt parallele Messungen an, um einen Freiheitsgrad zu erhalten, ist die Datenanpassung erneut inakzeptabel schlecht (vgl. zu Ansätzen einer inhaltlichen Interpretation der Problematik der Items in Bratislava Kap. 8.3).

Tabelle 8 Modellmodifikationen des CFA Modells für Bratislava

	standardisierte Faktorladungen				Modellanpassung					
	λ_1	λ_2	λ_3	λ_4	df	χ^2	RMSEA	pclose	SRMR	CFI
Modell 1	0,74	0,47	0,71	0,40	2	18,6	,148	,003	,048	,932
Modell 2a	0,69	0,44	0,79	-	1	0,1	,000	,833	,004	1,000
Modell 2b	0,70	-	0,77	0,35	1	8,1	,136	,031	,038	,958
Modell 3	0,73	-	0,73	-	1	9,1	,145	,021	,003	,938

9.3 Multiple Gruppenvergleiche

Im Hinblick auf den multiplen Gruppenvergleich scheiden Vorarlberg und Wien mit nicht akzeptablen Messinstrumenten aus. Für Bratislava lässt sich trotz des Vorhandenseins von 5 Indikatoren kein Messmodell mit vier Indikatoren mit guter Datenanpassung finden. Mit Einschränkungen könnte für Bratislava das Modell 2a (Items 1, 2 und 3, vgl. Tabelle 8) verwendet werden. Allerdings stehen in allen anderen Regionen Messmodelle mit vier bzw. fünf Items zur Verfügung, deren konfigurale Invarianz ohne weitere Restriktionen getestet werden kann, was bei Messmodellen mit drei Items nicht mehr möglich ist. In den multiplen Gruppenvergleichen werden daher die fünf Regionen, in denen ein Messinstrument mit fünf Items zur Verfügung steht (Bielefeld, Chemnitz, Prag, Madrid, Bilbao) und 7 Regionen (Bielefeld, Chemnitz, Prag, Madrid, Bilbao, Manchester, Edinburgh), in denen ein Messinstrument mit vier Items zur Verfügung steht, berücksichtigt.

Tabelle 9 Überprüfung metrischer Invarianz: 5 Regionen, 5 Items

Modelltyp	Modellanpassung						Vergleich d. Modellanpassung		
	df	χ^2	RMSEA	pclose	SRMR	CFI	Δ RMSEA	Δ SRMR	Δ CFI
konfigurale Invarianz	25	100,3	,039	,990	,041	,973			
metrische Invarianz	41	210,6	,045	,890	,063	,939	,006	,022	,022

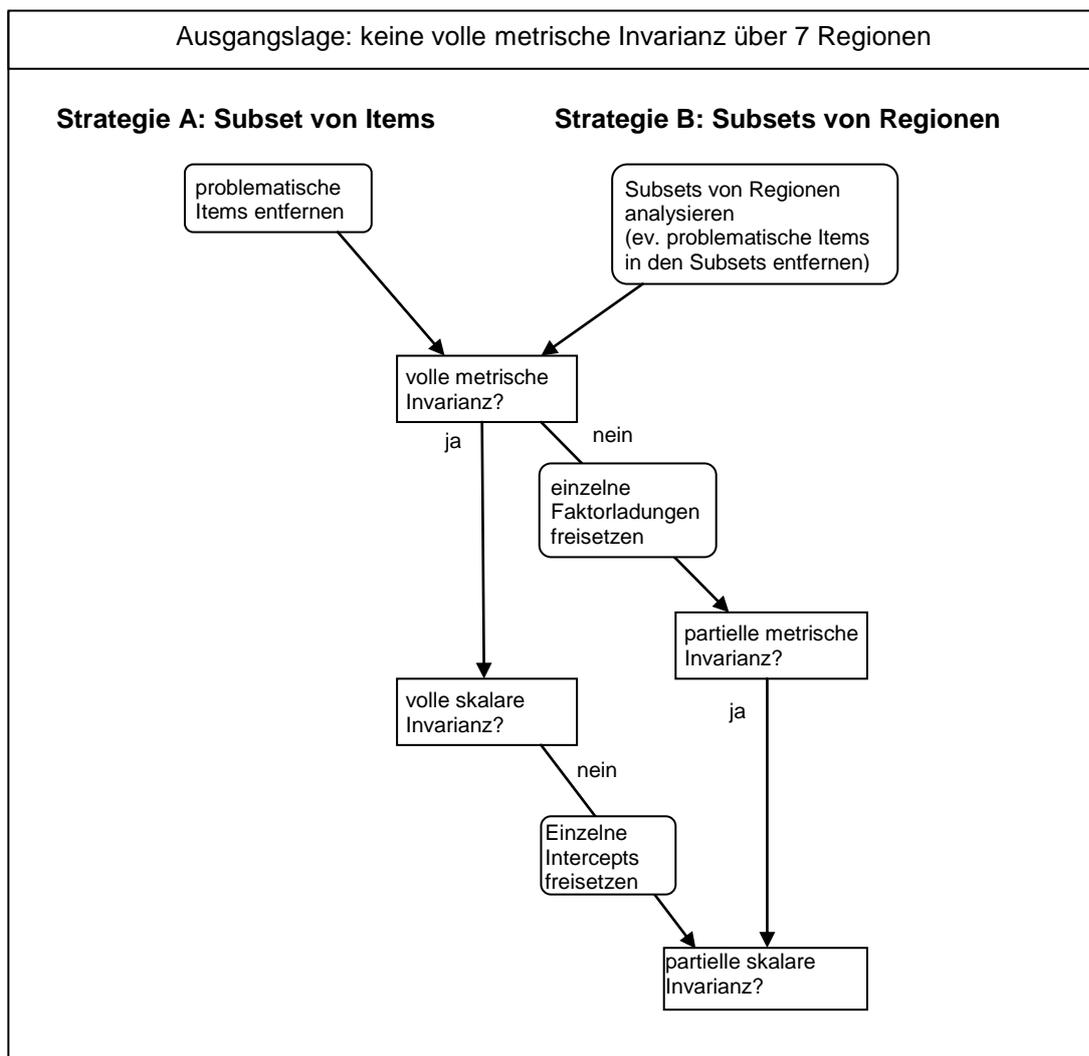
CFA-Modell

Messmodell: Item 1 "FÜHLEN", Item 2 "WICHTIG", Item 3 "VERBUNDEN", Item 4 "SELBST SEHEN", Item 5 "ÄHNLICH"
 analysierte Regionen: Chemnitz, Bielefeld, Prag, Madrid, Bilbao

Tabelle 9 zeigt die Modellanpassung des für fünf Regionen simultan geschätzten Messmodells mit fünf Items. Die Modellanpassung für das Modell ohne Parameterrestriktionen über die Gruppen, also mit konfiguraler Invarianz, ist ausreichend gut. Verglichen mit diesem Ausgangsmodell führt die Gleichsetzung der Faktorladungen im Modell metrischer Invarianz zu keinem eindeutigen Befund. Δ RMSEA und Δ SRMR liegen im akzeptablen Bereich (Chen 2007), Δ CFI allerdings deutlich darüber (Chen 2007, Cheung & Rensvold 2002). Dem Δ CFI Kriterium wird hier deshalb eine besondere Bedeutung eingeräumt, weil es in beiden zurzeit vorliegenden namhaften Studien zur Beurteilung von Invarianz mit demselben kritischen Wert (Δ CFI \leq ,01) genannt wird (Chen 2007, Cheung & Rensvold 2002). Zudem schmälert es den Erkenntnisgewinn, wenn post hoc, also mit den Ergebnissen am Tisch, gerade die Kriterien ausgewählt würden, die die Invarianz bestätigen. A priori wurden drei Kriterien identifiziert: Δ CFI \leq ,01, Δ RMSEA \leq ,015 und Δ SRMR \leq ,03. Nur wenn alle drei Kriterien erfüllt sind,

kann von metrischer Invarianz gesprochen werden. Was Bollen und Long 1983 betont haben gilt noch immer - und wird durch dringend notwendige weitere Simulationsstudien zu GFIs und Invarianz nicht ganz zu beseitigen sein: „The test statistics and fit indices are very beneficial, but they are no replacement for sound judgement and substantive expertise (Bollen & Long 1983, S. 8). Aufgrund der theoretisch fundierten Kritik an den Items dieses Messinstruments (vgl. Kap. 8.3) optiere ich für einen strengen Umgang mit statistischen Befunden.⁵⁵ Metrische Invarianz des Messmodells mit fünf Items in fünf Regionen ist nicht gewährleistet.

Abbildung 4 Explorative Strategien zur Etablierung von Invarianz



⁵⁵ Eine Entscheidung metrische Invarianz zu akzeptieren würde einen Test auf volle skalare Invarianz dieses Modells ermöglichen. Wer die metrische Invarianz dieses Modells aufgrund von $\Delta RMSEA \leq ,015$ und $\Delta SRMR \leq ,03$ akzeptiert hätte, dem soll nicht vorenthalten werden, dass dieses Modell beim Test auf skalare Invarianz deutlich scheitert. Das heißt, auch eine Annahme metrischer Invarianz hätte auf der Ebene der skalaren Invarianz zu denselben Überlegungen und Modifikationen geführt, wie sie im folgenden schon auf der Ebene der metrischen Invarianz vorgenommen werden.

Abbildung 4 zeigt, was getan werden kann, wenn ein Messinstrument bereits an der Vorgabe der metrischen Invarianz scheitert. Dabei handelt es sich um explorative Strategien der Modellmodifikation. Die Etablierung von Invarianz orientiert sich also bereits an genau den Daten, an denen sie getestet werden soll. Führt diese Vorgangsweise zur Akzeptanz invarianter Messmodelle, sollte die Invarianz in weiteren Studien an anderen Datensätzen überprüft werden. Modellmodifikationen können zwei Strategien verfolgen. Strategie A zielt darauf ab, eine Auswahl von Items aus den im Messinstrument vorhandenen Items zu treffen, für die Invarianz gilt. Strategie B versucht dagegen eine Auswahl von Regionen zu treffen, für die Invarianz gilt. In der Logik der Tests folgen aber beide Strategien demselben Ablauf. Zuerst werden die modifizierten Modelle auf metrische Invarianz überprüft. Liegt metrische Invarianz vor, kann skalare Invarianz überprüft werden. Lässt sich volle metrische Invarianz nicht etablieren, kann das Modell immer noch auf partielle Invarianz getestet werden. Das Konzept der partiellen metrischen Invarianz („partial measurement invariance“) haben Byrne et al. (1989) vorgeschlagen. Sie argumentieren, dass volle metrische Invarianz nicht nötig sei, um einerseits inhaltliche Aussagen über die strukturellen Beziehungen mit anderen Konstrukten zwischen den Gruppen zu vergleichen und andererseits um weitere Test auf skalare Invarianz durchzuführen. Partielle metrische Invarianz ist gegeben, wenn zusätzlich zu der über die Gruppen bereits auf 1 fixierten Faktorladung (dem „marker item“) mindestens eine weitere Faktorladung über die Gruppen gleichgesetzt werden kann. Analog dazu lässt sich partielle skalare Invarianz etablieren, wenn zumindest zwei Intercepts über die Items gleichgesetzt werden können (Steenkamp & Baumgartner 1998, S. 81f.).

Strategie A: Subset von Items

Es gilt jene Items aus den Messmodellen zu entfernen, die die Ursache für die gravierende Verschlechterung der Modellanpassung beim Test auf metrische Invarianz sind. Als Entscheidungsgrundlage dienen die Unterschiede der unstandardisierten Faktorladungen der separat geschätzten Modelle (vgl. Tabelle 7). (Die unstandardisierten Faktorladungen deshalb, weil sie es sind, die über die Gruppen gleichgesetzt werden sollen). In jenen Regionen, in denen fünf Items zur Verfügung stehen, hat nur λ_3 annähernd dieselbe Größe, allerdings war Item 3 mit niedrigen standardisierten Faktorladungen, vor allem in Bielefeld und auch in Chemnitz, als an sich weniger gute

Messung aufgefallen (vgl. Tab. 7). λ_2 , λ_4 und λ_5 weisen Unterschiede in ähnlicher Größenordnung auf. Daher werden insgesamt vier neue Modelle geschätzt, in denen jeweils ein Item entfernt wird. Die Ergebnisse sind in Tabelle 10 ausgewiesen.

Tabelle 10 Überprüfung metrischer Invarianz: 5 Regionen, 4 Items

Modifikation	Modelltyp	df	χ^2	Modellanpassung				Vergleich d. Modellanpassung		
				RMSEA	pclose	SRMR	CFI	Δ RMSEA	Δ SRMR	Δ CFI
ohne Item 2 "WICHTIG"	konfigurale Invarianz	10	31,4	,033	,986	,004	,988			
	metrische Invarianz	22	90,1	,039	,981	,049	,963	,006	,045	-,025
ohne Item 3 "VERBUNDEN"	konfigurale Invarianz	10	53,8	,047	,646	,038	,979			
	metrische Invarianz	22	136,5	,051	,411	,052	,945	,004	,014	-,034
ohne Item 4 "SELBST SEHEN"	konfigurale Invarianz	10	44,1	,041	,864	,027	,983			
	metrische Invarianz	22	145,3	,053	,271	,066	,940	,012	,039	-,043
ohne Item 5 "ÄHNLICH"	konfigurale Invarianz	10	14,3	,015	1,000	,027	,997			
	metrische Invarianz	22	62,4	,030	1,000	,037	,976	,015	,010	-,021

CFA-Modell

analysierte Regionen: Chemnitz, Bielefeld, Prag, Madrid, Bilbao

Alle Modelle mit vier Indikatoren, die metrische Invarianz annehmen, erreichen zwar für sich genommen eine durchaus gute Anpassung an die Daten, führen aber gegenüber dem Ausgangsmodell der konfiguralen Invarianz zu einer nicht akzeptablen Verschlechterung in Bezug auf Δ CFI (Δ RMSEA und Δ SRMR weisen auf akzeptable Verschlechterungen hin, vgl. zur Grundlage der gezogenen Schlussfolgerungen die Argumentation auf S. 111f.) Metrische Invarianz kann in keinem der Modelle mit jeweils vier Indikatoren über die fünf Regionen angenommen werden.⁵⁶ Am wenigsten gravierend ist die Verschlechterung im Modell-Fit für das Modell ohne Item 5 „ÄHNLICH“. Dieses Modell mit den Items 1 „FÜHLEN“, 2 „WICHTIG“, 3 „VERBUNDEN“ und 4 „SELBST SEHEN“ kann auch für die Regionen Edinburgh und Manchester geschätzt werden. Bezieht man insgesamt sieben Regionen in den multiplen Gruppenvergleich ein, so zeigt sich erneut, dass metrische Invarianz nicht gegeben ist (vgl. Tab. 11 unten). Würde man ein weiteres Item aus dem Messmodell ausschließen, so bestünde das gesamte Modell nur mehr aus einer latenten Variablen mit drei Indikatoren. Ohne Restriktionen auf die Faktorladungen ist ein solches Modell gerade identifiziert, d. h. es hat keine

⁵⁶ Wer die metrische Invarianz dieses Modells aufgrund von Δ RMSEA \leq ,015 und Δ SRMR \leq ,03 akzeptiert hätte, dem soll nicht vorenthalten werden, dass dieses Modell beim Test auf volle skalare deutlich scheitert. Das heißt auch eine Annahme der vollen metrischer Invarianz hätte auf der Ebene der skalaren Invarianz zu denselben Überlegungen und Modifikationen geführt, wie sie im folgenden schon auf der Ebene der metrischen Invarianz vorgenommen werden.

Freiheitsgrade. Metrische Invarianz lässt sich in diesem Fall nicht gegen konfigurale Invarianz testen.

Es gilt im Folgenden zu prüfen, ob zumindest partielle metrische Invarianz gegeben ist. Welche Faktorladungen sich nicht ohne eine deutliche Verschlechterung der Modellanpassung gleichsetzen lassen, lässt sich über die in Amos 16 für das Modell mit voller metrischer Invarianz ausgewiesenen Modifikationsindizes feststellen. Aus dem Modell mit voller metrischer Invarianz werden sukzessive Restriktionen entfernt, bis die verbliebenen Restriktionen zu keiner Verschlechterung der Modellanpassung im Vergleich zum Modell konfiguraler Invarianz führen.

Tabelle 11 Überprüfung partieller metrischer Invarianz: 7 Regionen, 4 Items

Modelltyp	Restriktionen d. Faktorladungen		Modellanpassung						Vergleich d. Modellanpassung		
	gleich	frei	df	χ^2	RMSEA	pclose	SRMR	CFI	Δ RMSEA	Δ SRMR	Δ CFI
konfigurale Invarianz	-	$\lambda_1, \lambda_2, \lambda_3, \lambda_4$	14	18,9	,012	1,000	,027	,998			
volle metrische Invarianz	$\lambda_1, \lambda_2, \lambda_3, \lambda_4$	-	32	120,6	,033	1,000	,045	,961	,021	,019	-,037
partielle metrische Invarianz	$\lambda_1, \lambda_2, \lambda_3$	λ_4	26	65,2	,024	1,000	,032	,983	,012	,005	-,015
	λ_1, λ_2	λ_3, λ_4	20	32,3	,015	1,000	,027	,995	,003	,000	-,003

CFA-Modell

Messmodell: Item 1 "FÜHLEN", Item 2 "WICHTIG", Item 3 "VERBUNDEN", Item 4 "SELBST SEHEN"

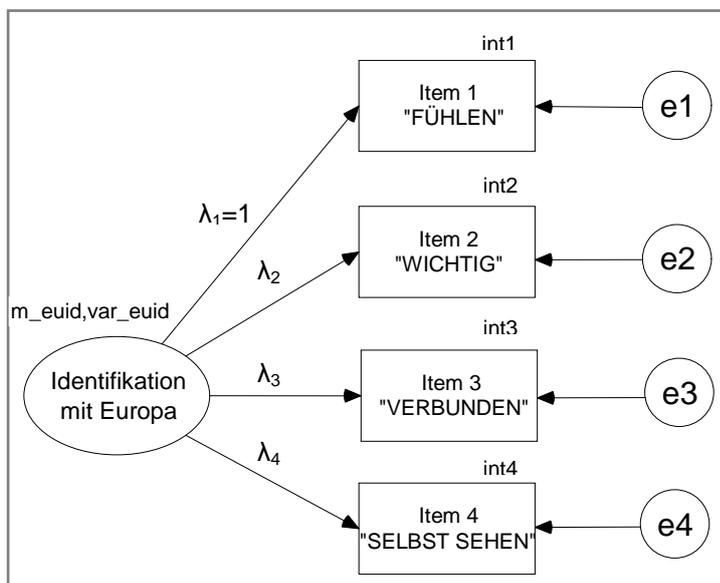
analyisierte Regionen: Chemnitz, Bielefeld, Prag, Madrid, Bilbao, Manchester, Edinburgh

Wie in Tabelle 11 ersichtlich führt die Freisetzung von einer Faktorladung (λ_4) über die Gruppen noch zu keiner akzeptablen Modellanpassung im Vergleich zum Ausgangsmodell mit konfiguraler Invarianz (Technisch richtig formuliert müsste es so heißen: Die Verringerung in der Verschlechterung der Datenanpassung gegenüber dem Modell mit voller metrischer Invarianz im Vergleich mit dem Modell konfiguraler Invarianz ist nicht ausreichend). Ausschlaggebend für diese Interpretation ist erneut, dass Δ CFI noch zu hoch ist (Δ RMSEA und Δ SRMR weisen auf akzeptable Verschlechterungen hin, vgl. zur Grundlage der gezogenen Schlussfolgerungen die Argumentation auf S. 111f.). Erst durch die Freisetzung einer zweiten Faktorladung (λ_3) lässt sich partielle metrische Invarianz etablieren. Obwohl der X^2 -Differenzentest das Modell immer noch verwerfen würde, kann es aufgrund der minimalen Verschlechterung im CFI akzeptiert werden (zur eingeschränkten Aussagekraft von ΔX^2 vgl. S. 106). Item 1 „FÜHLEN“ und Item 2 „WICHTIG“ sind über die sieben Regionen metrisch invariant. Der Befund, dass

gerade diese beiden Items metrisch invariant sind, wurde durch zusätzlich berechnete Modelle, die andere Paare von Items als invariant annehmen, abgesichert.⁵⁷

Partiell metrisch invariante Modelle lassen sich weiter auf partielle skalare Invarianz prüfen. Dabei werden genau die Intercepts jener Items über die Gruppen gleichgesetzt, die metrische Invarianz aufweisen (Steenkamp & Baumgartner 1998, S. 81f.). Dazu werden zusätzlich zu der Varianz der latenten Variablen, den Faktorladungen und den Fehlervarianzen auch der Mittelwert der latenten Variablen und die Intercepts der Items geschätzt. Abbildung 5 zeigt das Pfaddiagramm dieses MACS Modells.

Abbildung 5 Pfaddiagramm des MACS Modells



⁵⁷ Dabei wurde auch das „Marker“-Item, dessen unstandardisierte Faktorladung zur Modellidentifikation in allen Gruppen auf 1 fixiert ist, variiert. Nochmals sei hier darauf hingewiesen, dass ein Messmodell mit diesen für Wien und Vorarlberg ebenfalls verfügbaren Items bereits in den separat für diese Regionen geschätzten Modellen keine ausreichende Datenanpassung erreicht (vgl. dazu Tab. 7).

Tabelle 12 Überprüfung partieller skalarer Invarianz: 7 Regionen, 4 Items

Modelltyp	Restriktionen				Modellanpassung						Vergleich d. Modellanpassung	
	Faktorladungen		Intercepts		df	χ^2	RMSEA	pclose	SRMR	CFI	Δ RMSEA	Δ CFI
partielle metrische Invarianz	λ_1, λ_2	λ_3, λ_4	gleich	frei	20	32,3	,015	1,000	,027	,995		
partielle skalare Invarianz	λ_1, λ_2	λ_3, λ_4	int1, int2	int3, int4	26	126,0	,039	,997	,032	,956	,024	-,039

MACS-Modell (im Vergleich zum CFA-Modell)

Messmodell: Item 1 "FÜHLEN", Item 2 "WICHTIG", Item 3 "VERBUNDEN", Item 4 "SELBST SEHEN"
 analysierte Regionen: Chemnitz, Bielefeld, Prag, Madrid, Bilbao, Manchester, Edinburgh

Wie in Tabelle 12 ersichtlich führt die Gleichsetzung der Intercepts jener beiden Items, für die metrische Invarianz gilt, zu einer deutlichen Verschlechterung in der Modellanpassung. Δ CFI und Δ RMSEA liegen deutlich über den empfohlenen kritischen Werten (Chen 2007, Cheung & Rensvold 2002) (zu genaueren Ausführungen vgl. S. 111 dieser Arbeit). Partielle skalare Invarianz kann somit nicht angenommen werden.

Modifikationsstrategie A ist damit ausgereizt. Für das Messmodell „Identifikation mit Europa“ mit Item 1 „FÜHLEN“, Item 2 „WICHTIG“, Item 3 „VERBUNDEN“ und Item 4 „ÄHNLICH“ konnte nur partielle metrische Invarianz (Items 1 und 2) etabliert werden, partielle skalare Invarianz ist nicht gegeben. Dieses Messmodell eignet sich aufgrund seiner partiellen metrischen Invarianz bedingt für den Vergleich von strukturellen Beziehungen der Identifikation mit Europa mit anderen Konstrukten über die sieben Untersuchungsregionen. Für einen Vergleich des Niveaus der Identifikation mit Europa zwischen den sieben Untersuchungsregionen bildet es allerdings keine valide Grundlage.

Strategie B: Subset von Regionen

Um alle sieben verbliebenen Regionen berücksichtigen zu können, wird das Messmodell mit vier Items verwendet. Aus sieben Regionen lassen sich insgesamt 119 Subsets mit zwei bis sechs Regionen bilden. Die Auswahl aus dieser Fülle an Möglichkeiten erfolgt schrittweise über die Modifikationsindizes des Modells mit voller metrischer Invarianz und sieben Regionen. Dabei wird solange die Region mit der jeweils schlechtesten Datenanpassung ausgeschieden, bis volle metrische Invarianz erreicht ist. Zusätzlich wurde getestet, ob sich zwischen den ausgeschlossenen Regionen metrische Invarianz etablieren lässt. Das ist nicht der Fall.

Tabelle 13 Überprüfung metrischer Invarianz: Subsets von Regionen, 4 Items

Regionen	Modelltyp	Modellanpassung						Vergleich d. Modellanpassung	
		df	χ^2	RMSEA	pclose	SRMR	CFI	Δ RMSEA	Δ CFI
ohne Bilbao ¹⁾	konfigurale Invarianz	12	18,7	,016	1,000	,027	,996		
	metrische Invarianz	27	75,8	,029	1,000	,047	,970	,013	-,026
ohne Bilbao, Edinburgh ²⁾	konfigurale Invarianz	10	18,3	,021	1,000	,027	,994		
	metrische Invarianz	22	46,0	,024	1,000	,038	,983	,003	-,011
ohne Bilbao, Edinburgh, Manchester ³⁾	konfigurale Invarianz	8	14,1	,022	,996	,027	,994		
	metrische Invarianz	17	26,2	,019	1,000	,031	,992	-,003	-,002

MACS-Modell (im Vergleich zum CFA-Modell)

Messmodell: Item 1 "FÜHLEN", Item 2 "WICHTIG", Item 3 "VERBUNDEN", Item 4 "SELBST SEHEN"

¹⁾ analysierte Regionen: Chemnitz, Bielefeld, Prag, Madrid, Manchester, Edinburgh

²⁾ analysierte Regionen: Chemnitz, Bielefeld, Prag, Madrid, Manchester

³⁾ analysierte Regionen: Chemnitz, Bielefeld, Prag, Madrid

Tabelle 13 zeigt, dass der Ausschluss der Region mit der schlechtesten Datenanpassung, Bilbao, zwar eine akzeptable Veränderung des RMSEA des Modells mit metrischer Invarianz im Vergleich mit dem Modell mit konfiguraler Invarianz zur Folge hat, die Veränderung des CFI aber deutlich zu hoch bleibt. Schließt man zusätzlich die Region Edinburgh aus, ist die Veränderung im CFI nur mehr knapp über dem Schwellenwert von 0,01. Erst wenn zusätzlich die Region Manchester ausgeschlossen wird, also nur mehr die Regionen Chemnitz, Bielefeld, Prag und Madrid in den multiplen Gruppenvergleich eingehen, lässt sich metrische Invarianz eindeutig bestätigen.

Tabelle 14 Überprüfung skalarer Invarianz: 4 Regionen, 4 Items

Modelltyp	Restriktionen		Modellanpassung						Vergleich d. Modellanpassung	
	gleich	frei	df	χ^2	RMSEA	pclose	SRMR	CFI	Δ RMSEA	Δ CFI
metrische Invarianz	nicht geschätzt		17	26,2	,019	1,000	,031	,992		
skalare Invarianz	int1, int2, int3, int4	-	26	508,1	,108	,000	,028	,558	,089	-,434
partielle skalare Invarianz	int2, int3	int1, int4	20	48,8	,030	,299	,031	,974	,011	-,018

MACS-Modell (im Vergleich zum CFA-Modell)

Messmodell: Item 1 "FÜHLEN", Item 2 "WICHTIG", Item 3 "VERBUNDEN", Item 4 "SELBST SEHEN"

analysierte Regionen: Chemnitz, Bielefeld, Prag, Bilbao

Wie in Tabelle 14 ersichtlich, lässt sich volle skalare Invarianz in den vier Regionen, die metrische Invarianz aufweisen, nicht etablieren. Ein Modell mit partieller skalarer Invarianz, das die Intercepts mit den höchsten Modifikationsindizes freisetzt, erzielt zwar eine deutlich verbesserte Datenanpassung, kann aber aufgrund des zu hohen Δ CFI nicht akzeptiert werden.

Tabelle 15 Überprüfung skalarer Invarianz: Subset von Regionen

Regionen	Modelltyp	Modellanpassung						Vergleich d. Modellanpassung	
		df	χ^2	RMSEA	pclose	SRMR	CFI	Δ RMSEA	Δ CFI
Bielefeld, Chemnitz, Madrid	metrische Invarianz	18	15,1	,015	,999	,028	,996		
	skalare Invarianz	18	170,5	,084	,000	,029	,825	,069	-,171
Bielefeld, Chemnitz	metrische Invarianz	7	11,3	,028	,888	,028	,990		
	skalare Invarianz	10	13,5	,021	,971	,028	,992	-,007	,002

MACS-Modell (im Vergleich zum CFA-Modell)

Messmodell: Item 1 "FÜHLEN", Item 2 "WICHTIG", Item 3 "VERBUNDEN", Item 4 "SELBST SEHEN"

Es gilt zu prüfen, ob durch den Ausschluss weiterer Regionen skalare Invarianz erreicht werden kann. Tabelle 15 zeigt, dass sich skalare Invarianz nur für die beiden deutschen Regionen Bielefeld und Chemnitz bestätigen lässt.

9.4 Modelltests auf Invarianz: Zusammenfassung und Interpretation

Die in den einzelnen Regionen separat geschätzten Modelle zeigten, dass in drei Regionen (Wien, Vorarlberg, Bratislava) keine validen Messungen von Identifikation mit Europa vorliegen. Für multiple Gruppenvergleiche zur Überprüfung der Invarianz der Messung konnten somit sieben Regionen mit vier Items berücksichtigt werden: Bielefeld, Chemnitz, Prag, Madrid, Bilbao, Manchester, Edinburgh. Für alle sieben Regionen konnte lediglich partielle metrische Invarianz etabliert werden. Partielle skalare Invarianz ist über sieben Regionen nicht gegeben. Volle metrische Invarianz lässt sich nur in den vier Regionen Bielefeld, Chemnitz, Prag und Madrid bestätigen. Volle und auch partielle skalare Invarianz sind in diesen vier Regionen allerdings weiterhin nicht zu bestätigen. Skalare Invarianz ist nur in den zwei deutschen Region Bielefeld und Chemnitz gegeben.

Inhaltlich bedeuten die Ergebnisse, dass das Messmodell „Identifikation mit Europa“ mit den vier Indikatoren Item 1 „FÜHLEN“, Item 2 „WICHTIG“, Item 3 „VERBUNDEN“ und Item 4 „SELBST SEHEN“ bedingt für den Vergleich von strukturellen Beziehungen der Identifikation mit Europa mit anderen Konstrukten zwischen sieben Untersuchungsregionen geeignet ist. Dem würde etwa die Fragestellung nach einem Vergleich der Beziehung der Identifikation mit Europa mit der Identifikation mit der Nation zwischen den Regionen entsprechen. Nicht geeignet ist das Messinstrument allerdings dafür, das Niveau der Identifikation mit Europa zwischen allen Untersuchungsregionen zu vergleichen. Valide Aussagen über den Unterschied der Identifikation mit Europa zwischen einzelnen Regionen lassen sich nur für Chemnitz und

Bielefeld treffen. Ein Test auf Unterschiede des latenten Mittelwerts der Identifikation mit Europa in Chemnitz und Bielefeld bringt ein nichtsignifikantes Ergebnis und bestätigt damit die deskriptiven Ergebnisse von Fuß (2006, S. 82), dass sich das Ausmaß der Identifikation mit Europa von jungen Erwachsenen in Chemnitz und Bielefeld nicht unterscheidet. Für internationale Vergleiche von mehreren Untersuchungsregionen, wie sie in anderen Publikationen vorliegen (vgl. dazu Tab. 5a und 5b) stellt das verwendete Messinstrument aber keine valide Grundlage dar.

Eines der wesentlichen Ziele des Projekts „Youth and European Identity“, das Niveau der Identifikation mit Europa zwischen jungen Erwachsenen verschiedener Regionen zu vergleichen, lässt sich mit dem verwendeten Messinstrument nicht valide realisieren. An dieser Stelle muss betont werden, dass die Messung in diesem Forschungsprojekt inhaltlich ähnlich wie in weithin verwendeten anderen Datenquellen erfolgte und unter methodischen Gesichtspunkten den meisten anderen Messinstrumenten zu Identifikation mit Europa sogar überlegen ist. Die Schwäche des Messinstruments in Bezug auf Invarianz konnte nur aufgedeckt werden, weil überhaupt mehrere Indikatoren zur Erfassung der Identifikation mit Europa eingesetzt wurden. Eine derartige Überprüfung ist mit anderen Datengrundlagen, die nur ein oder zwei Items zu Identifikation mit Europa enthalten, gar nicht möglich. Es liegt nahe, dass auch diese Instrumente im internationalen Vergleich nicht valide sind.

Aus dem Muster der fehlenden Invarianz des Messinstruments lassen sich nur tentative Schlüsse ziehen. Abzusichern wären die folgenden Interpretationen nur über systematische qualitative Befunde. Die stärksten Probleme der Invarianz treten auf, wenn Regionen mit einbezogen werden, die durch eine starke regionale bzw. (sub)nationale politische Orientierung gekennzeichnet sind. Das trifft auf Bilbao im Baskenland und auf Edinburgh in Schottland zu. Bratislava ist die einzige Region, die sich in einem erst seit kurzem unabhängigen Staat befindet. Auch in Manchester in England, dem ein spezifischer Euroskeptizismus nachgesagt wird, misst das Messmodell offensichtlich etwas anderes als in den vier Regionen, in denen es zumindest dasselbe Konstrukt abbildet, Chemnitz, Bielefeld, Prag und Madrid. Haben diese vier Regionen etwas gemeinsam, was die anderen nicht haben? Prag und Madrid sind Hauptstädte von Nationalstaaten. Chemnitz und Bielefeld liegen in Deutschland, einem zentralen Akteur in der Europäischen Union. Man könnte also argumentieren, dass es sich bei diesen vier Regionen in unterschiedlichen politischen Relationen um Repräsentationen des Zentrums

handelt, während Bilbao, Edinburgh und Manchester in unterschiedlichen Relationen die Peripherie repräsentieren. Vollständige Invarianz gilt für Bielefeld und Chemnitz und damit für zwei Regionen im selben Nationalstaat mit gleicher regionaler politischer Stellung (Bundesland) gegenüber dem Bundesstaat. Natürlich ist das eine Spekulation, noch dazu eine, die auf bereits bekannte Ergebnisse der Invarianz von Messinstrumenten zugeschnitten ist. Würde keine Invarianz der Ergebnisse zwischen Chemnitz und Bielefeld vorliegen, könnte man glaubwürdig die Zugehörigkeit zum ehemaligen Ost- bzw. Westdeutschland als Argument anführen.

Warum dann überhaupt diese schwache Argumentation? – Um zu zeigen, dass die Schwäche jeder solchen Argumentation schon darin begründet liegt, wie Identifikation mit Europa gemessen wurde. Eine Identität hat Inhalte, die Items, die analysiert wurden, nicht. Sie bilden die Inhalte der sozialen Relation mit Europa gar nicht ab. Die soziale Relation mit Europa kann sich in verschiedenen Kontexten in unterschiedlichen Inhalten repräsentieren. Dieselben Inhalte können sich zwischen den Kontexten im Grad ihrer Umstrittenheit („contestation“) unterscheiden (vgl. zu Inhalt und Umstrittenheit als Merkmale kollektiver Identitäten Kap. 6.5). Dafür gibt es empirische Anhaltspunkte, auch quantitative.

10 Konstruktive Beiträge der Empirie

10.1 Inhalt und Umstrittenheit europäischer Identität

Im Projekt „Youth and European Identity“ wurde erfasst, wie wichtig bestimmte Inhalte für das sind, was Europa für Befragte bedeutet. Die Auflistung von möglichen Inhalten war auf die vier Items „Mitgliedschaft in der Europäischen Union“, „den Euro als Währung zu haben“, „die geografische Lage“ und „bestimmte Werte und Traditionen“ beschränkt. Die Bandbreite möglicher Inhalte ist damit nicht adäquat abdeckt, so fehlen etwa offensichtlich Items, die die soziale Relation des Bürgers mit der Europäischen Union ansprechen. Besonders der Formulierung „bestimmte Werte und Traditionen“ fehlt es an inhaltlicher Präzision. Es ist nicht klar, welche Werte und Traditionen denn überhaupt gemeint sind. Daher sind die Daten kaum dazu geeignet, die tatsächlichen Inhalte europäischer Identität valide abzubilden. Auch wenn die konkreten Inhalte durch die Items nicht erfasst werden, bieten sie eine brauchbare Grundlage für die Einschätzung der Relevanz von Dimensionen von Inhalten, allerdings ohne eine saubere Trennung der Dimensionen.⁵⁸ „Mitgliedschaft in der Europäischen Union“ steht für politische Inhalte, kann allerdings auch unter ökonomischen Gesichtspunkten beantwortet werden. „Der Euro als Währung“ repräsentiert ökonomische und symbolische Inhalte. „Geografische Lage“ spricht Europa als territoriale Abgrenzung an. „Bestimmte Werte und Traditionen“ betonen die normativen Inhalte des Konstrukts Europa.

⁵⁸ Eine Zuordnung zu den vier analytischen Dimensionen des Inhalts kollektiver Identitäten, wie sie Abdelal et al. (2006, vgl. Kap. Xxx, S.xx) beschreiben, wird hier gar nicht erst versucht. Dafür sind die Items zu unspezifisch. Der durch die Items abgebildete Inhalt wird nur deskriptiv benannt.

Tabelle 16 Bedeutung des Konstrukt Europa, Mittelwerte (Standardabweichungen)

	Mitgliedschaft in der EU		Euro als Währung		Geografische Lage		Bestimmte Werte und Traditionen	
Chemnitz	2,94	(1,03)	2,41	(1,28)	2,58	(1,09)	2,51	(1,11)
Bielefeld	3,02	(1,09)	2,30	(1,28)	2,28	(1,09)	2,49	(1,13)
Bratislava	3,06	(1,18)	2,66	(1,25)	2,79	(1,24)	2,95	(1,17)
Prag	2,53	(1,29)	2,05	(1,33)	2,63	(1,21)	2,99	(1,06)
Bilbao	2,52	(1,41)	2,58	(1,42)	2,51	(1,32)	2,07	(1,40)
Madrid	2,82	(1,13)	2,93	(1,18)	2,77	(1,13)	2,13	(1,30)
Edinburgh	1,69	(1,33)	1,41	(1,30)	1,65	(1,32)	1,99	(1,38)
Manchester	1,84	(1,35)	1,52	(1,42)	1,64	(1,36)	2,13	(1,46)
Vorarlberg	2,38	(1,39)	1,97	(1,55)	2,49	(1,38)	2,06	(1,44)
Wien	1,82	(1,44)	1,61	(1,45)	2,76	(1,28)	1,92	(1,44)

¹⁾ Skalierung 0-4, 0="überhaupt nicht wichtig", 4="sehr wichtig".

Grau unterlegt sind die Minimal- und Maximalwerte.

Tabelle 16 zeigt die Mittelwerte und Standardabweichungen der Items in den zehn Untersuchungsregionen. Die Mittelwerte der Items lassen sich als Maßzahl für die durchschnittliche Relevanz einer inhaltlichen Dimension für den Bedeutungsgehalt europäischer Identität interpretieren. Die Standardabweichungen, die aussagen wie unterschiedlich die Befragten die Relevanz eines Inhalts einschätzen, können als Maßzahl für den Grad an Umstrittenheit („contestation“) interpretiert werden (Abdelal et al. 2006).

In allen erfassten Bedeutungsinhalten zeigen sich starke Unterschiede der Mittelwerte zwischen den Regionen. Die minimalen und maximalen Mittelwerte liegen in allen Items mehr als einen Skalenpunkt auf der vierstufigen Skala auseinander. Die durchschnittliche Bedeutung des Konstrukts Europa unterscheidet sich zwischen den Untersuchungsregionen.

Abbildung 6 Bedeutung des Konstrukts Europa, grafische Darstellung der Mittelwerte

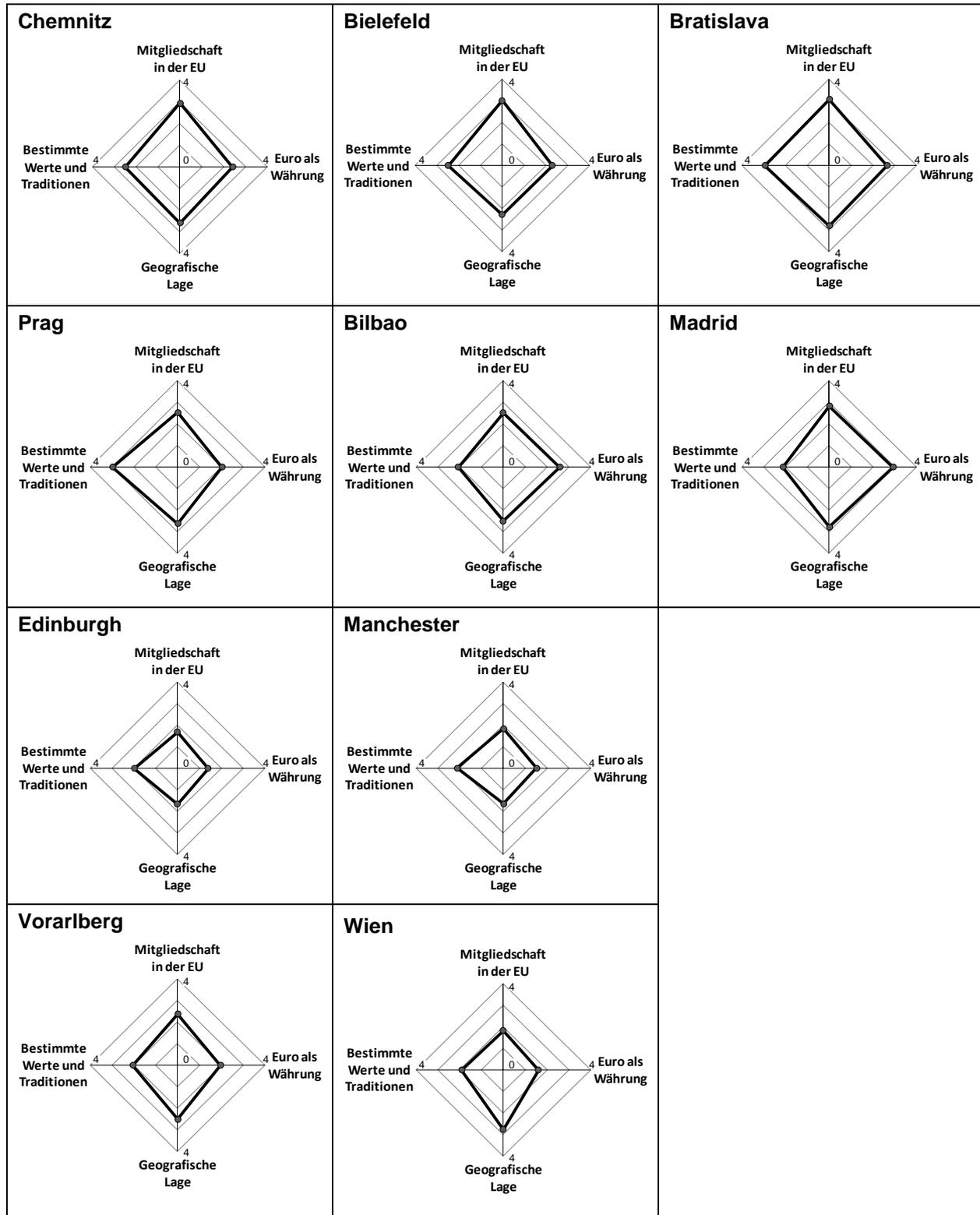


Abbildung 6 zeigt eine grafische Darstellung der erfassten Bedeutungsdimensionen des Konstrukts Europa. Die Mittelwerte der vier erfassten Bedeutungsdimensionen sind auf den Achsen als Eckpunkte aufgetragen, die ein Viereck aufspannen. Allerdings haben die groben inhaltlichen Dimensionen selbst einen unzureichend spezifizierten

Bedeutungsgehalt, der unterschiedlich gefüllt werden kann. Die vorliegenden Daten bestätigen daher nur, dass die Bedeutungen zwischen den Untersuchungsregionen variieren, den Bedeutungsgehalt können sie nur in Ansätzen erschließen. Besonders deutlich wird das am Item „Bestimmte Werte und Traditionen“, das genauso für christlich-religiöse Überzeugungen wie für liberale, säkulare Einstellungen stehen kann. Die Muster sind mit Vorsicht zu interpretieren. Für Bratislava gleicht die Abbildung einer Raute, alle erfassten Inhalte werden ähnlich wichtig eingeschätzt. Für Chemnitz und Bielefeld ist das Viereck in Richtung „Mitgliedschaft in der EU“ verschoben, da dieser Aspekt im Durchschnitt als wichtiger bewertet wird als andere. In Prag, Edinburgh und Manchester sind „Werte und Traditionen“ wichtiger als die übrigen erfassten Bedeutungsdimensionen. Die flächenmäßig kleineren Vierecke für Edinburgh und Manchester zeigen, dass die Mittelwerte unter jenen der anderen Regionen liegen. In Bilbao und Madrid werden „Werte und Tradition“ hingegen durchschnittlich als weniger wichtig erachtet als die anderen Dimensionen. In Voralberg sind die „Mitgliedschaft in der EU“ und die „geografische Lage“ die wichtigsten Bedeutungsdimensionen. In Wien ist die „geografische Lage“ wichtiger als die anderen erfassten Bedeutungsgehalte des Konstrukts Europa.

Ein Teil der Streuungen in den Items wird man darauf zurück führen müssen, dass die Items unterschiedlich interpretiert wurden. Eine direkte Interpretation der Standardabweichungen als Maßzahl für die Umstrittenheit eines Bedeutungsgehalts ist daher nicht sinnvoll. Nimmt man jedoch an, dass die inhaltlich unterschiedlichen Interpretationen nicht systematisch mit den Regionen variieren (sondern in den Regionen), dann lassen sich zumindest die Unterschiede in den Standardabweichungen zwischen den Regionen interpretieren. Die Standardabweichungen zwischen den Regionen sind durchaus unterschiedlich (vgl. Tab. 16). Das deutet zumindest darauf hin, dass die Inhalte des Konstrukts Europa in den Untersuchungsregionen in unterschiedlich starkem Ausmaß umstritten sind.

Die Variation des Bedeutungsgehalts der europäischen Identität und ihrer Umstrittenheit zwischen den Untersuchungskontexten liefert eine plausible Erklärung für die Validitätsprobleme des Messinstruments zu Identifikation mit Europa im Projekt „Youth and European Identity“. Als bestätigendes Indiz kann zudem gelten, dass sich die Bedeutungsstruktur in den Regionen Chemnitz und Bielefeld, für die sich Invarianz der

Messinstrumente bestätigen ließ, zumindest anhand der zur Verfügung stehenden Daten, stark ähneln.

Zwei Kontroversen in den Sozialwissenschaften mit eminenter politischer Relevanz sind eine unmittelbare Folge der inhaltsleeren Messung von europäischer Identität. Mit den derzeit vorhandenen Messinstrumenten lässt sich nicht eindeutig klären, ob und unter welchen Bedingungen europäische Identität und nationale Identität positiv (Bruter 2005, Fuß 2006) oder negativ (Carey 2002, McLaren 2006) miteinander korrelieren. Verschiedene Indikatoren führen zu widersprüchlichen Ergebnissen (Duchenese 2004). Es lässt sich auch nicht festmachen, ob und unter welchen Bedingungen europäische Identität exkludierenden Einstellungen wie Fremdenfeindlichkeit entgegenwirkt (Fuß 2006) oder sie unter bestimmten Bedingungen sogar fördert (Licata & Klein 2002, Mummendey & Waldzus 2004).⁵⁹

10.2 Das neue Messmodell von Bruter

Bruter schreibt im Aufriss seines Buchs „Citizens of Europe?: the emergence of a mass European identity“: “This chapter [gemeint ist Kapitel 5 des Buchs, G. D.] proposes a totally new way to measure European identity (...)” (2005, S. XV). Bruter (2004, 2005) unterscheidet zwei inhaltliche Komponenten der europäischen Identität: eine kulturelle („cultural“) und eine politische („civic“).⁶⁰ Er führt die Wurzeln dieser Unterscheidung auf Diskurse des 18. und 19. Jahrhunderts zurück, den deutschen Diskurs der Kulturnation (Fichte und Herder) und den französischen Diskurs der Staatsnation (explizit nennt er nur Rousseau). Unerwähnt bleibt aber bei Bruter die Nationalismusforschung des 20. Jahrhunderts, die diese Unterscheidung längst weiter entwickelt und in empirische Arbeiten aufgenommen hat. Kosterman und Feshbach (1989) unterschieden zwischen Nationalismus und Patriotismus. Staub (Schatz & Staub 1997, Staub 1997) differenziert zwischen „blindem“ und konstruktivem Patriotismus. Für diese Konstrukte liegen inzwischen zahlreiche empirische Studien vor, die auch auf die Qualität der

⁵⁹ (Mummendey & Waldzus 2004) gründen ihre Analysen auf das „Model of in-group projection“ (vgl. dazu Mummendey & Wenzel 1999)

⁶⁰ Das Adjektiv „civic“ lässt sich mit „politisch“ nur unzureichend übersetzen. „Civic“ betont den Bürgerstatus („citizenship“) und die Rechte und Pflichten von Menschen, die einem politischen Gemeinwesen angehören.

Messinstrumente kritisch eingehen (Blank 2003, Blank & Schmidt 2003, Weiss 2003, 2004).

Was tatsächlich neu ist, ist die Anwendung auf die Thematik der europäischen Identität, die theoretischen Konzepte, sind es weniger.. Dass Bruter keine Befunde der Nationalismusforschung berücksichtigt, ist weniger eine akademische Kritik an fehlenden „großen Namen und Zitaten“. In der neueren Nationalismusforschung gilt die Unterscheidung in „ethnic und civic“ nämlich als nicht unproblematisch (Brubaker 1999, Dieckhoff 2006, Richter 1994).

Jedenfalls, und dass gilt es trotzdem zu würdigen, legt Bruter die bislang einzige Operationalisierung zu europäischer Identität vor, die verschiedene Inhalte der europäischen Identität kennt. Die kulturelle Komponente definiert Bruter als Identifikation mit einer vorgestellten, politischen Gruppe, die politische („civic“) Komponente als Identifikation mit der politischen Struktur (2005, S. 11). Die kulturelle Komponente der europäischen Identität spezifiziert Bruter als Vorstellung einer gemeinsamen europäischen Geschichte und Kultur und der davon abgeleiteten Einstellung, dass Europäer mit Europäer mehr gemeinsam haben als mit Nicht-Europäern. Zur politischen Komponente zählt insbesondere der institutionelle Kontext der Europäischen Union (Bruter 2005, S. 101).

Tabelle 17 Das Messmodell zu europäischer Identität von Bruter

Politische (“civic”) Komponente

Item 1

Since 1985, citizens from all countries of the European Union have had a common “European” passport on which both the name of their country and “European Union” is written. Do you think that this is a good thing?

*response scale: 1 “Yes, a very good thing” – 2 “Yes, a rather good thing” –
3 “It doesn’t matter at all” – 4 “No, a rather bad thing” – 5 “No, a very bad thing”*

Item 2

What would best describe your reaction if you saw someone burning a European flag?

*response scale: 1 „I would be shocked and hurt“ – 2 “I would be shocked but not hurt” –
3 “I would not mind” – 4 “I would be happy”*

Item 3

A group of athletes from all the countries of the European Union have proposed that at the Sydney Olympics, whenever an athlete/team from the European Union wins a gold medal, the “Ode to Joy”, the European anthem, should be played after, and in addition to, their national anthem. Do you think that this would be a good idea?

*response scale: 1 „Yes, a very good idea“ – 2 “Yes, a rather good idea” –
3 “Neither a good idea nor a bad idea” – 4 “No, a rather bad idea” – 5 “No, a very bad idea”*

Item 4

When the heads of state/government of a European Union country (such as Queen Elizabeth II, Tony Blair, the French President or the German Chancellor) make a speech on TV, both the national Flag and the European one appear behind them. Do you think that this is a good thing?

*response scale: 1 „Yes, a very good thing“ – 2 “Yes, a rather good thing” –
3 “Neither a good thing nor a bad thing / It doesn’t matter at all” – 4 “No, a rather bad thing” –
5 “No, a very bad thing”*

Item 5

Does being a “Citizen of the European Union” mean anything for you?

*response scale: 1 „Yes, it means a lot“ – 2 “Yes, it means something” –
3 “No, it does not mean anything”*

Item 6

If you answered yes to [Item 5], would you say that, among other things, it means ... ? [Please choose as many as apply]

- The right to vote in European Parliament elections.
 - Common institutions.
 - A common flag, European anthem, European passport.
 - The right to travel to another EU country without passing through customs.
 - The right to travel to another EU country without having to show your passport/ID.
-

Tabelle 17 Das Messmodell zu europäischer Identität von Bruter (Fortsetzung)

Kulturelle Komponente

Item 6

Here is a list of some of the games that will be featured at the next Women's Volley-Ball World Championship in June. Could you say which team you would rather won each of these games.

A – Ghana vs. Denmark

1 Ghana

2 Denmark

B – Italy vs USA

1 Italy

2 USA

C – Spain vs. China

1 Spain

2 China

D – Saudi Arabia vs Republic of Ireland

1 Saudi Arabia

2 Republic of Ireland

Item 7

Some say that in spite of their numerous differences, Europeans share a “common heritage” that makes them slightly closer to one another than they are to, say, Japanese or Chilean people.

Do you ... ?

1 „Strongly disagree with this view.”

2 “Somewhat disagree with this view”

3 “Neither agree nor disagree with this view”

4 “Somewhat agree with this view”

5 “Strongly agree with this view”

Item 8

If you answered yes to [Item 5], would you say that, among other things, it means ... ? [Please choose as many as apply]

- A shared European heritage.

- A common European history.

- Some common ideals.

- To be a member of the “European family”.

Item 9

Would you say that you feel closer to fellow Europeans than, say, to Chinese, Russian, or American people?

response scale: 1 „Yes, strongly” – 2 “Yes, to some extent” – 3 “I don't know” –

4 “No, not really” – 5 “No, not at all”

Quelle: Bruter (2005, S. 104ff.)

Die Items, die die politische („civic“) Komponente messen sollen, verwenden insbesondere die Symbole der Europäischen Union: den EU-Reisepass, die EU-Flagge und die Europahymne. Item 6 spricht die Rechte eines Bürgers der Europäischen Union an. Die vorgeschlagene Operationalisierung der kulturellen Komponente spricht das „gemeinsame (kulturelle) Erbe“ Europas direkt an und fragt danach, ob man sich Europäern näher fühlt als Nicht-Europäern, betont also den Aspekt einer vorgestellten Gemeinschaft.

Empirisch getestet wurden die Items in einer Studie mit insgesamt 212 Befragten in Großbritannien, Frankreich und den Niederlanden. In einer explorativen Faktorenanalyse laden die Items in ausreichender Höhe auf den jeweils unterstellten Faktor (Bruter 2004, S.197, Bruter 2005, S. 111). Einzig Item 6 lässt sich keiner Dimension zuordnen und wird ausgeschlossen. Item 6 beruht auf der problematischen Annahme, jemand, der sich Europäern näher fühlt als Nicht-Europäern, würde unbewusst bei Sportwettkämpfen europäische Mannschaften favorisieren. Zu beachten ist jedoch, dass es sich in der Fragestellung nicht um Mannschaften handelt, die Europa repräsentieren, sondern um Mannschaften, die einen europäischen Nationalstaat repräsentieren. Das macht nationale Konnotationen wahrscheinlich.

Aus den Befunden der explorativen Faktorenanalyse folgert Bruter: „Apart from this marginal anomaly [gemeint ist Item 6, G. D.], the way the items load on the two factors created by the analysis is extremely satisfactory and confirms that the conceptual distinction between civic and cultural identities, at least at the European level, is at once (1) confirmed empirically and (2) well captured by the items chosen“ (Bruter 2005, S. 110). Eine Reliabilitätsanalyse zeigt für die kulturelle Komponente ein Cronbachs α von 0,60 und für die politische („civic“) Komponente ein Cronbachs α von 0,81.

Mit den von Bruter angewendeten Methoden lässt sich eine derart weitreichende Schlussfolgerung allerdings aus mehreren Gründen nur unzureichend absichern:

1. Reliabilitätsanalysen müssten für jeden der drei Kontexte separat durchgeführt werden.
2. Die Stichproben sind klein und nicht repräsentativ (darauf weist Bruter selbst hin 2005, S. 109)
3. Eine explorative Faktorenanalyse hat – wie der Name schon sagt – explorativen Charakter. Sie findet eine Faktorenstruktur, die die Korrelationsstruktur in den Daten bestmöglich reproduziert. Aussagen wie sie Bruter trifft können nur durch konfirmatorische Faktorenanalysen belegt werden, die eine a priori festgelegte Faktorenstruktur gegen die Daten testet. Nur mit einer konfirmatorischen Vorgehensweise könnte tatsächlich gezeigt werden, dass eine Unterscheidung der zwei Faktoren „kulturelle Identität“ und „politische („civic“) Identität“ die Datenstruktur signifikant besser reproduziert als ein Modell mit nur einem Faktor. Auch die Invarianz der Faktorenstruktur und der Messung über die Untersuchungskontexte kann nur mit

konfirmatorischen Faktorenanalysen getestet werden (zu einer systematischen Darstellung der Unterschiede explorativer und konfirmatorischer Faktorenanalysen vgl. Brown 2006, S. 40ff.).

Bruter (2005, S. 110ff.) verwendet für die weitere Analyse ungewichtete additive Indizes der Items und verzichtet auf ein faktoranalytisches Messmodell, das eine Messfehlerbereinigung erlauben würde, was sich gerade bei der höheren Zahl von Items, die ihm zur Verfügung stehen, anbieten würde. Der Vergleich zwischen den drei Untersuchungskontexten wird ohne eine entsprechende Überprüfung der Invarianz der Messung (vgl. dazu Kap. 9) vorgenommen. Befunde wie „It is also clear that overall levels of identification with Europe are highest for the French sample and lowest for the Dutch one” (Bruter 2005, S. 111) sind daher nicht hinreichend abgesichert.

Resümee

Der generelle Befund dieser Arbeit ist ein ernüchternder: Der theoretische Stellenwert des Konzepts europäische Identität ist unklar, seine empirische Messung unzureichend. Weite Teile der Arbeit waren damit befasst, zu klären, warum dem so ist. Es gilt, die Problematik noch einmal zusammenzufassen, und zu erkennen, dass sich daraus bereits ableiten lässt, was zu tun ist. Der ernüchternde Befund ist nicht das Ende, sondern der Anfang des sozialwissenschaftlichen Abenteuers.⁶¹

Solange wir dem Mainstream der politikwissenschaftlichen Demokratietheorie folgen, ist europäische Identität ein basales Konzept. Ohne europäische Identität ist Demokratie auf europäischer Ebene nicht möglich. Soziologisch betrachtet sitzt diese Argumentation aber einer Konzeption von Gesellschaft auf, die nicht länger haltbar ist. In der politischen Theorie schwingt noch immer eine Vorstellung von Gesellschaft mit, wie wir sie bei Rousseau im 18. Jahrhundert finden. Ausgangspunkt der theoretischen Überlegungen ist das monadische Individuum, frei, unabhängig und ohne sozialen Kontext. Die einzelnen Subjekte verabreden sich zur Gesellschaft. Diese Gesellschaft ist die einer politischen Gemeinschaft. Soziologisch steht mittlerweile außer Streit, dass nicht die Individuen die Gesellschaft willentlich schaffen, sondern dass sie sich historisch-genetisch aus der Vernetzung von Handlungen und Anschlusshandlungen bildet. Für das einzelne Individuum ist Gesellschaft eine Tatsache, zu der es sich nicht entscheiden kann, vielmehr ist Gesellschaft die Realität, in die es hineingeboren wird. Die moderne Marktgesellschaft ist zu allererst über Vernetzungen im ökonomischen System strukturiert. Die Frage ist somit nicht wie eine europäische Gesellschaft durch eine europäische Identität erst begründet werden kann, sondern wie die durch die Ökonomie schon strukturierte Europäisierung sich politisch umgestalten lässt. Auf die Frage, welche Rolle dabei eine europäische Identität spielt, geben vorliegende theoretische Ansätze keine befriedigende Antwort. Sie können keine befriedigende Antwort auf diese Frage geben, weil sie sich im klassischen Paradigma der politischen Theorie so gar nicht stellt.

⁶¹ Die problemzentrierte Ausrichtung der Arbeit lässt sich auch aus der Biographie eines jungen Soziologen interpretieren. Mir war es wichtig, einen fundierten Überblick über die Problematik zu gewinnen, die das Konzept der europäischen Identität in den Sozialwissenschaften begleitet. Nur wer die Problematik verstanden hat, kann zur wissenschaftlichen Bearbeitung einzelner Probleme in Zukunft beitragen.

Zugespitzt könnte man die Position der politischen Theorie so formulieren: Wenn es denn nur eine genügend starke europäische Identität gibt, so ist von einem normativen Standpunkt aus betrachtet alles in Ordnung. Bei Habermas finden wir immerhin eine inhaltliche Spezifikation der europäischen Identität, die möglich und wünschenswert ist; es ist die des „Verfassungspatriotismus“. Durch einen geteilten „Verfassungspatriotismus“ wird demokratische Politik auf europäischer Ebene möglich. Allerdings ist es bei Habermas das demokratische Verfahren selbst, das auch schon für wünschbare Ergebnisse im Sinne einer Verständigung bürgt. Letztendlich sieht Habermas die Politik auf kommunikatives Handeln und dieses wiederum auf die in der Struktur der Sprache angelegte Vernunft gegründet. Dux hat daran begründete Zweifel. Die Vernunft lässt sich in der Struktur der Sprache nicht finden. Die Politik kann nicht einzig und allein auf kommunikativem Handeln gründen. Es fehlt eine realistische Theorie des politischen Prozesses, die ernst nimmt, dass die Gesellschaft primär ökonomisch strukturiert ist und dass im politischen System nicht nur Verständigung stattfindet, sondern Machtpotentiale über eine Restrukturierung der Gesellschaft entscheiden. Der Stellenwert europäischer Identität in einer solchen Theorie ist unklar. Meine These ist, dass sich die Frage vom Vorhandensein einer europäischen Identität hin zu den Inhalten einer europäischen Identität verschieben müsste.

Es gilt vom Konstrukt europäische Identität den substanzlogischen Ballast zu nehmen, aus ihm heraus ein politisches Subjekt entstehen lassen zu müssen, das es erst möglich macht, das Demokratiedefizit der EU zu beheben. Es geht darum, europäische Identität nicht als passive Voraussetzung sondern kollektiv geteilte Identifikationen mit bestimmten Inhalten als Bestandteil des politischen Systems der EU zu begreifen.

Die Problematik, Identität substanzlogisch zu denken, ist kein Spezifikum der theoretischen Debatte um europäische Identität. Ohne sich die Konstruiertheit von Identität und ihre relationalen Grundlagen zu vergegenwärtigen, bleibt kollektive Identität ein gefährlicher Begriff. Kollektive werden dann schnell als fixierte Entitäten gedacht, die gleich einem Individuum ein Bewusstsein und innere Eigenschaften haben und ein Eigenleben führen. Soziologisch müssen kollektive Identitäten so bestimmt werden: Kollektive Identitäten haben ihre Grundlage in sozialen Relationen und äußern sich in geteilten Repräsentationen im individuellen Bewusstsein. Diese Repräsentationen, die auch als Narrative bezeichnet werden, müssen erst sozial konstruiert werden. Analytisch lässt sich jede kollektive Identität durch ihre spezifischen Inhalte und durch den Grad der

Umstrittenheit dieser Inhalte näher bestimmen. Die soziale Relation, die in europäischer Identität ihre Repräsentation findet, ist jene zwischen dem europäischen Bürger und dem politischen System der EU. Zu der Frage, welche Inhalte europäische Identität hat, gibt es genügend Standpunkte. Dabei handelt es sich allerdings oft um normative Überlegungen, die sich viel mehr die Frage stellen, welche Inhalte europäische Identität haben soll als welche Inhalte empirisch beobachtbar sind.

Der normative Fokus der theoretischen Debatte um die Inhalte europäischer Identität hat auch damit zu, dass die Inhalte europäischer Identität bislang in der quantitativen empirischen Sozialforschung nicht adäquat berücksichtigt wurden. Alle in den großen internationalen Surveys verwendeten Operationalisierungen zielen einzig auf das Ausmaß der Identifikation mit Europa ab, ohne zu spezifizieren mit welchen Inhalten sich Individuen überhaupt identifizieren. Es lässt sich zwar theoretisch argumentieren, welche Identitätskonstruktionen mit Bezug auf das Identifikationsobjekt Europa überhaupt möglich und welche eher wahrscheinlich sind, die Inhalte europäischer Identität sind aber eine empirisch zu klärende Frage. Dafür stellt die quantitative Sozialforschung bislang keine geeignete Datengrundlage bereit. In den meisten Erhebungen stehen zudem nur einzelne Items zu europäischer Identität zur Verfügung, die es nicht erlauben, die Validität der Messung überhaupt zu prüfen. Wenn Sozialwissenschaftler mit derartig erhobenen Daten arbeiten, können sie zwar – zumeist in der Einleitung ihrer Arbeit – den konstruierten, umstrittenen Charakter kollektiver Identitäten betonen, sind dann aber in ihren empirischen Analysen mit einem Instrument konfrontiert, das diesen Anspruch nicht einlösen kann. Auch die im Projekt „Youth and European Identity“ entwickelte Operationalisierung von Identifikation mit Europa kennt keine unterschiedlichen Inhalte europäischer Identität. Der Vorteil des Projekts „Youth and European Identity“ liegt darin, mit multiplen Indikatoren zu arbeiten. Dieser methodische Vorteil wurde in dieser Arbeit genutzt, um die Validität des Messinstruments im internationalen Vergleich zu prüfen. Es zeigt sich, dass das Messmodell für einen Vergleich der strukturellen Beziehungen des Konstrukts Identifikation mit Europa mit anderen Konstrukten nur in einem Teil der Erhebungsregionen geeignet ist. Für einen internationalen Vergleich des Niveaus der Identifikation mit Europa ist es gänzlich ungeeignet. Meine These ist, dass die Validitätsprobleme der Messung eine unmittelbare Folge der inhaltsleeren Messung von europäischer Identität sind.

Das Messmodell von Bruter ist ein erster, interessanter Vorschlag, europäische Identität gehaltvoll zu messen und die Inhalte der Identität auch im Messmodell zu repräsentieren. Wünschenswert wäre einerseits eine Überprüfung des Messmodells an größeren repräsentativen Stichproben, die sich konfirmatorischer Faktorenanalysen bedient und auch die Invarianz der Messung über verschiedene Kontexte entsprechend prüft. Andererseits muss der Frage nachgegangen werden, ob die Inhalte europäischer Identität mit der Unterscheidung in eine kulturelle und eine politische („civic“) Komponente schon erschöpfend differenziert sind. Allgemeine theoretische Überlegungen zu den Inhalten kollektiver Identitäten (etwa des Modell von Abdelal et al. 2006) wären für europäische Identität zu konkretisieren. Theoretische Überlegungen zum Inhalt einer europäischen Identität, etwa die von Delanty & Rumford (2005) sowie Beck (2004) favorisierte Variante eines europäischen Kosmopolitismus, wären in konkrete Operationalisierungen zu übersetzen und auf ihre empirische Relevanz zu prüfen. Zum anderen sollten die Ergebnisse qualitativer Studien (etwa Bruter 2005, S. 150ff., Meinhof 2003) genutzt bzw. qualitatives Material reanalysiert werden, um die dimensionale Struktur der Inhalte der europäischen Identität empirisch zu beleuchten und mit theoretischen Überlegungen zu kontrastieren. Umfangreiches qualitatives Material liegt auch im Projekt „Youth and European Identity“ vor. Eine international vergleichende qualitative Analyse konnte im Projekt nur in Ansätzen vorgenommen werden. Qualitative Sozialforschung im internationalen Kontext zu betreiben ist nicht zuletzt aufgrund der nötigen Übersetzungsarbeit aufwendig. In einer Situation, in der eine Fülle von empirischem qualitativen Material vorliegt, scheint es mir ratsam, Forschung zu favorisieren, die ihr Hauptaugenmerk auf die Analyse von vorhandenem Material legt, anstatt erneut eigene Daten zu dem Preis zu erheben, dass für deren Analyse schlussendlich wieder wenig Ressourcen übrig bleiben.

Für eine konstruktive Weiterentwicklung des Forschungsstands zu europäischer Identität gilt, was für die Sozialwissenschaften allgemein zutrifft: Sie ist nur in einem kontinuierlichen Wechselverhältnis theoretischer und empirischer Bemühungen, qualitativen und quantitativen, zu haben. Theoretische Konzeptionen von europäischer Identität, die bestimmte Inhalte benennen, müssen mit qualitativen Ergebnissen, die Inhalte europäischer Identität empirisch erfassen, kontrastiert werden. Nur in einer Kombination dieser beiden Quellen, lässt sich eine gehaltvolle quantitative Operationalisierung von europäischer Identität gewinnen. Soll europäische Identität ein

soziologisches Konzept sein und nicht nur ein normatives, dann dürfen wiederum empirische Befunde in der Überarbeitung theoretischer Konzeptionen nicht unberücksichtigt bleiben.

Literatur

- Abdelal, Rawi, Herrera, Yoshiko M., Johnston, Alastair Iain & Mcdermott, Rose (2006) Identity as a Variable. *Perspectives on Politics*, 4, 4, 695-711.
- Abdelal, Rawi, Herrera, Yoshiko M., Johnston, Alastair Iain & Mcdermott, Rose (2005) *Identity as a Variable*. Harvard, Harvard University, verfügbar unter: <http://www.wcfia.harvard.edu/misc/initiative/identity/publications/ID060825.pdf> [29.08.2008].
- Adonnino, Pietro (1985) A People's Europe. Reports from the ad hoc Committee. *Bulletin of the European Communities*, Supplement 7/85.
- Alexy, Robert (1986) *Theorie der Grundrechte*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Anderson, Benedict (1983) *Imagined Communities*. London, Verso.
- Apel, Karl-Otto (1976) Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft. IN Apel, Karl-Otto (Hg.) *Transformation der Philosophie, Band 2*. Frankfurt a. M., Suhrkamp, 358-435.
- Arbuckle, James L. (2007) *Amos™ 16.0 User's Guide*. Chicago, IL, SPSS, Inc.
- Archibugi, Daniele (1998) Principles of cosmopolitan democracy. IN Archibugi, Daniele, Held, David & Köhler, Martin (Hg.) *Re-imagining Political Community: Studies in Cosmopolitan Democracy*. Cambridge, Polity Press,
- Archibugi, Daniele & Held, David (1995) *Cosmopolitan Democracy: an Agenda for a New World Order*. Cambridge, Polity Press.
- Bauman, Zygmunt (1992) Soil, Blood and Identity. *Sociological Review*, 40, 4, 675-701.
- (1998) *Globalization: The Human Consequences*. Cambridge, Polity Press.
- Beck, Ulrich (2004) *Der kosmopolitische Blick. oder: Krieg ist Frieden*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Beck, Ulrich & Grande, Edgar (2004) *Das kosmopolitische Europa*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Bellamy, Richard & Castiglione, Dario (2000) The uses of democracy: Reflections on the European democratic deficit. IN Eriksen, Erik O. & Fossum, Erik-John (Hg.) *Democracy in the European Union: Integration through deliberation*. London, Routledge, 65-84.
- Bellamy, Richard, Castiglione, Dario & Shaw, Jo (2006) *Making European Citizens. Civic Inclusion in a Transnational Context*. London, Palgrave.
- Bianchi, Gabriel & Lasticova, Barbara (2004) Gender and Sex Aspects of Multiple Identities: Young Women and Men from Bratislava and Prague Heading Toward the EU. *Slovak Sociological Review*, 36, 3, 293-313.
- Blank, Thomas (2003) Determinants of National Identity in East and West Germany: An Empirical Comparison of Theories on the Significance of Authoritarianism, Anomie, and General Self-Esteem. *Political Psychology*, 24, 2, 259-288.
- Blank, Thomas & Schmidt, Peter (2003) National Identity in a United Germany: Nationalism or Patriotism? An Empirical Test With Representative Data. *Political Psychology*, 24, 2, 289-312.
- Blumer, Herbert (1981) Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. IN Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.) *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Bd. 1. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt, 80-101.
- Bollen, Kenneth A. (1989) *Structural equations with latent variables*. New York, Wiley.
- Bollen, Kenneth A. & Long, J. Scott (Hg.) (1983) *Testing structural equation models*. Newbury Park, CA, Sage.

- Borsboom, Denny & Mellenbergh, Gideon J. (2004) The Concept of Validity. *Psychological Review*, 111, 4, 1061–1071.
- Bourdieu, Pierre, Chamboredon, Jean-Claude & Passeron, Jean-Claude (1991) *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*. Berlin, New York, de Gruyter.
- Brown, Rupert J. (2000) Social Identity Theory: past achievements, current problems and future challenges. *European Journal of Social Psychology*, 30, 6, 745-778.
- Brown, Timothy A. (2006) *Cofirmatory Factor Analysis for Applied Research*. New York, London, The Guilford Press.
- Brubaker, Rogers (1999) The Manichean Myth: Rethinking the Distinction between "Civic" and "Ethnic" Nationalism. IN Kriesi, Hanspeter, Armingeona, Klaus, Siegrist, Hannes & Wimmer, Andreas (Hg.) *Nation and National Identity. The European Experience in Perspective*. Zürich, Rügger, 55-72.
- Brubaker, Rogers & Cooper, Frederick (2000) Beyond "identity". *Theory and Society*, 29, 1, 1-47.
- Brubaker, Rogers, Loveman, Maria & Statmatov, Peter (2004) Ethnicity as Cognition. *Theory and Society*, 33, 1, 31-64.
- Bruter, Michael (2004) Civic and Cultural Components of a European Identity: A Pilot Model of Measurement of Citizens' Levels of European Identity. IN Herrmann, Richard K., Risse, Thomas & Brewer, Marilyn B. (Hg.) *Transnational Identities. Becoming European in the EU*. Oxford, Rowman & Littlefield, 186-213.
- (2005) *Citizens of Europe? the emergence of a mass European identity*. Basingstoke Palgrave, Palgrave.
- Burke, Peter J. (1991) Identity Processes and Social Stress. *American Sociological Review*, 56, 836-849.
- Byrne, Barbara (2001) *Structural Equation Modeling with AMOS. Basic Concepts, Applications and Programming*. Mahwah, New Jersey, Lawrence Erlbaum.
- Byrne, Barbara, Shavelson, Richard J. & Muthén, Bengt (1989) Testing for the Equivalence of Factor Covariance and Mean Structures. *Psychological Bulletin*, 105, 456-466.
- Carey, Sean (2002) Undivided Loyalties: Is national Identity an Obstacle to European Integration? *European Union Politics*, 3, 4, 387-413.
- Castells, Manuel (1997) *The Power of Identity. Vol. III, Information Age*. Oxford, Blackwell.
- Chen, Fang Fang (2007) Sensitivity of Goodness of Fit Indexes to Lack of Measurement Invariance. *Structural Equation Modeling*, 14, 3, 464-504.
- Cheung, Gordon W. & Rensvold, Roger B. (2002) Evaluating Goodnes-of-Fit Indexes for Testing Measurement Invariance. *Structural Equation Modeling*, 9, 2, 233-255.
- Chrysochoou, Dimitris N. (2001) *Theorizing European Integration*. London, Sage.
- Cirtrin, Jack & Sides, John (2004) More than Nationals: How Identity Choice Matters in the New Europe. IN Herrmann, Richard K., Risse, Thomas & Brewer, Marilyn B. (Hg.) *Transnational Identities*. Oxford, Rowman & Littlefield, 161-185.
- Cronbach, Lee J. & Meehl, Paul E. (1955) Construct validity in psychological tests. *Psychological Bulletin*, 52, 281-302.
- Crossley, Nick (2005) *Key Cocepts in Critical Social Theory*. London, Thousand Oaks, New Delhi, Sage.
- Datler, Georg, Wallace, Claire & Spanring, Reingard (2005) What leads young people to identity with Europe? *IHS Sociological Series*, No. 68.
- De Beuckelaer, Alain (2005) *Measurement Invariance Issues in International Managment*. PhD Dissertation, Universität Limburg.

- Deaux, Kay (1992) Personalizing Identity and Socializing Self. IN Blackwell, Glynis M. (Hg.) *Social Psychology of Identity and the Self-Concept*. London, Surrey University Press,
- Delanty, Gerard & Rumford, Chris (2005) *Rethinking Europe. Social theory and the implications of Europeanization*. London, Routledge.
- Dieckhoff, Alain (2006) Beyond conventional wisdom. Cultural and political nationalism revisited. IN Dieckhoff, Alain & Jaffrelot, Christophe (Hg.) *Revisiting Nationalism. Theories and Processes*. London, Hurst & Cie, 62–77.
- Duchenese, Sophie (2004) A propos des identifications nationale et européenne: retour sur le caractère politique de leur antagonisme. IN Beaud, Olivier, Lechevalier, Arnaud, Pernice, Ingolf & Strudel, Sylvie (Hg.) *Pour un bilan critique des travaux de la Convention*. Brüssel, Bruylant, 682-698.
- Dux, Günter (1992) *Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter. Über den Ursprung der Ungleichheit zwischen Frau und Mann*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- (2000) *Historisch-genetische Theorie der Kultur*. Weilerswist, Velbrück Wissenschaft.
 - (2003) Das Subjekt in der Grenze der Gesellschaft. IN Psarros, Nikos, Vobruba, Georg & Stekeler-Weithofer, Pirmin (Hg.) *Die Entwicklung sozialer Wirklichkeit*. Weilerswist, Velbrück, 233-267.
 - (2004) *Die Moral in der prozessualen Logik der Moderne. Warum wir sollen, was wir sollen*. Weilerswist, Velbrück Wissenschaft.
 - (2006) *Moral und Gerechtigkeit als Problem der Marktgesellschaft*. Wien, Picus.
 - (2008) *Warum denn Gerechtigkeit. Die Logik des Kapitals*. Weilerswist, Velbrück.
 - (2008) *Warum denn Gerechtigkeit. Die Logik des Kapitals. Die Politik im Widerstreit mit der Ökonomie*. Weilerswist, Velbrück.
 - (2009) Demokratietheorie und europäische Integration. IN Eigmüller, Monika & Mau, Steffen (Hg.) *Gesellschaftstheorie und Europapolitik*. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften,
- Easton, David (1967) *A systems analysis of political life*. New York, Wiley.
- Elias, Norbert (1993) *Was ist Soziologie?* München, Juventa.
- Erikson, Erik O. (Hg.) (2006) *Making the European Polity. Reflexive integration in the EU*. London and New York, Routledge.
- Europäische Kommission (1992) *Vertrag über die Europäische Union*. Amtsblatt Nr. C 191.
- Europäische Union (2005) *Vertrag über eine Verfassung für Europa*. Luxemburg, Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften.
- Fearon, James D. (1999) *What is Identity (As we now use the Word)?* Stanford, Department of Political Science, Stanford University, verfügbar unter: www.stanford.edu/~jfearon/papers/iden1v2.pdf [30.08.2008].
- Foucault, Michel (1991 [1970]) *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1978 [orig. 1921]) Massenpsychologie und Ich-Analyse. IN Freud, Anna & Grubich-Simitis, Ilse (Hg.) *Sigmund Freud. Werkausgabe in zwei Bänden. Band 2*. Frankfurt am Main, Fischer, 427-482.
- Fuhse, Jan (2005) Constructing a European "Demos" - A Struggling Identity with Fuzzy Boundaries. *epsNET Kiosk Plus: THE NET Journal of Political Science*, 3, 1, 47-58.
- Fuß, Daniel (2006) *Europa als Quelle sozialer Identität*. Dissertation, Universität Gießen.
- Fuss, Daniel, Garcia Albacete, Gema M. & Rodriguez Monte, Miryam (2004) The Role of Language Skills and Foreign Country Experiences in the Development of a European Identity. *Slovak Sociological Review*, 36, 3, 273-292.

- Geertz, Clifford (1963) *The Integrative Revolution. Primordial Sentiments and Civil Politics in the New States*. IN Geertz, Clifford (Hg.) *Old Societies and New States. The Quest for Modernity in Asia and Africa*. New York, Free Press, 105-157.
- Gehlen, Arnold (1988 [orig. 1961]) Über kulturelle Kristallisation. IN Welsch, Wolfgang (Hg.) *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*. Weinheim, VCH-Verl.-Ges., Acta Humaniora, 133-143.
- Gellner, Ernest (1983) *Nations and Nationalism*. Oxford, Blackwell.
- Gerhards, Jürgen (2002) Das Öffentlichkeitsdefizit der EU im Horizont normativer Öffentlichkeitstheorien. IN Kaelble, Hartmut, Kirsch, Maria & Schmidt-Gernig, Alexander (Hg.) *Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert*. Frankfurt/New York, Campus, 135-158.
- (2003) Identifikation mit Europa. Einige begriffliche Vorklärungen. IN Allmendinger, Jutta (Hg.) *Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2001. Teil 1*. Opladen, Leske+Budrich, 467-474.
- Giddens, Anthony (1984) *The Constitution of Society: Outline of a Theory of Structuration*. Berkeley, The University of California Press.
- Goffman, Erving (1969) *Wir alle spielen Theater: die Selbstdarstellung im Alltag*. München, Piper.
- Grad, Hector, Ros, Maria, Garcia Albacete, Gema M. & Rodriguez Monte, Miryam (2004) The Meaning and Importance of European Identity and its Relationship to Regional and National Identities in Spain: Some Contributing Factors to the Development of European Identity. *Slovak Sociological Review*, 36, 3, 219-236.
- Grundy, Sue & Jamieson, Lynn (2005) Are We All Europeans Now? Local, National and Supranational Identities of Young Adults. *Sociological Research Online*, 10, 3.
- Habermas, Jürgen (1976) *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- (1983) *Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- (1988) *Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bände*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- (1992a) *Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- (1992b) *Erläuterungen zur Diskursethik*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- (1994) Die Moderne - ein unvollendetes Projekt. IN Welsch, Wolfgang (Hg.) *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*. Berlin, Akademie Verlag, 177-192.
- (1998) *Die postnationale Konstellation*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- (2004) *Der gespaltene Westen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Hall, Stuart (2000) Who needs 'identity'? IN Du Gay, Paul, Evans, Jessica & Redman, Peter (Hg.) *Identity: a reader*. London, Sage, 15-30.
- Harkness, Janet A. (2003) Questionnaire Translation. IN Harkness, Janet A., Van De Vijver, Fons J. R. & Mohler, Peter Ph. (Hg.) *Cross-Cultural Survey Methods*. Hoboken, New Jersey, Wiley, 35-56.
- Harvey, David (1989) *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*. Oxford, Blackwell.
- Held, David (1991) Democracy, the Nation State and the Global System. IN Held, David (Hg.) *Political Theory Today*. Cambridge, Polity Press, 197-235.
- Hillmann, Karl-Heinz (Hg.) (1994) *Wörterbuch der Soziologie*. Stuttgart, Alfred Körner Verlag.

- Hinkle, Steve & Brown, Rupert J. (1990) Intergroup comparisons and social identity: Some links and lacunae. IN Abrams, Dominic & Hogg, Michael A. (Hg.) *Social Identity Theory: Constructive and critical advances*. New York, Springer, 48-70.
- Hogg, Michael A., Terry, Deborah J. & White, Katharine M. (1995) A Tale of Two Theories: A Critical Comparison of Identity Theory with Social Identity Theory. *Social Psychology Quarterly*, 58, 4, 255-269.
- Hondrich, Karl Otto (1996) Die Nicht-Hintergebarkeit von Wir-Gefühlen. IN Heitmeyer, Wilhelm & Dollase, Rainer (Hg.) *Die bedrängte Toleranz*. Frankfurt a. M., Suhrkamp,
- Horkheimer, Max & Adorno, Theodor W. (1986 [orig. 1947]) *Dialektik der Aufklärung: philosophische Fragmente*. Frankfurt a. M., Fischer.
- Horn, John L. & Mc Ardle, J. John (1992) A Practical and Theoretical Guide to Measurement Invariance. *Experimental Aging Research*, 18, 3, 117-144.
- Hu, Li-Tze & Bentler, Peter M. (1999) Cutoff Criteria for Fit Indexes in Covariance Structure Analysis: Conventional Criteria Versus New Alternatives. *Structural Equation Modeling*, 6, 1, 1-55.
- Huddy, Leonie (2001) From Social to Political Identity: A Critical Examination of Social Identity Theory. *Political Psychology*, 22, 1, 127-155.
- Hui, C. Harry & Triandis, Harry C. (1985) Measurement in Cross-Cultural Psychology. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 16, 2, 131-152.
- Huntington, Samuel P. (1997) *Der Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München, Wien, Europaverlag.
- Jachtenfuchs, Markus & Kohler, Beate (Hg.) (2003) *Europäische Integration*. Opladen, Leske + Budrich.
- Jamieson, Lynn (2002) Theorizing Identity, Nationality and Citizenship: Implications for European Citizenship Identity. *Slovak Sociological Review*, 34, 6, 507-532.
- Jenkins, Richard (1996) *Social Identity*. London and New York, Routledge.
- (2000) Categorization: Identity, Social Process and Epistemology. *Current Sociology*, 48, 3, 7-25.
- Joas, Hans (1988) Symbolischer Interaktionismus. Von der Philosophie des Pragmatismus zu einer soziologischen Forschungstradition. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 40.
- Joreskog, Karl Gustav (1971) Simultaneous factor analysis in several populations. *Psychometrika*, 36, 4, 409-426.
- Kohlberg, Lawrence (1971) From Is to Ought. IN Mishel, Th (Hg.) *Cognitive Development and Epistemology*. New York, Academic Press, 151-236.
- (1974) *Zur kognitiven Entwicklung des Kindes*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Kosterman, Rick & Feshbach, Seymour (1989) Toward a measure of patriotic and nationalistic attitudes. *Political Psychology*, 10, 2, 257-274.
- Kymlicka, Will (1995) *Multicultural Citizenship. A Liberal Theory of Minority Rights*. Oxford, Oxford University Press.
- Lalonde, Richard N. (2002) Testing the social identity-intergroup differentiation hypothesis: 'We're not American eh!' *British Journal of Social Psychology*, 41, 4, 611-630.
- Licata, Laurent & Klein, Oliver (2002) Does European citizenship breed xenophobia? European identification as a predictor of intolerance towards immigrants. *Journal of Community and Applied Social Psychology*, 12, 1, 1-15.
- Lockwood, David (1964) Social integration and system integration. IN Zollschan, George K. & Hirsch, Walter (Hg.) *Explorations in Social Change*. London, Routledge & Kegan Paul, 244-257.

- Luhmann, Niklas (1984) *Soziale Systeme*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Machacek, Ladislav (2004) Young People in Bratislava and Prague. *Slovak Sociological Review*, 36, 3, 195-217.
- Marsh, Hebert W., Hau, Kai-Tai & Wen, Zhonglin (2004) In Search of Golden Rules: Comment on Hypothesis-Testing Approaches to Setting Cutoff Values for Fit Indexes and Dangers in Overgeneralizing Hu and Bentler's (1999) Findings. *Structural Equation Modeling*, 11, 3, 320-341.
- Marshall, Thomas H. (1950) *Citizenship, class and other essays*. Cambridge, Cambridge University Press.
- Mc Adam, Doug, Tilly, Charles & Tarrow, Sidney (2000) *Dynamics of Contention*. Cambridge, Cambridge University Press.
- Mclaren, Lauren M. (2006) *Identity, Interests and Attitudes to European Integration*. Basingstoke, Palgrave.
- Mead, Georg Herbert (1995 [orig. 1934]) *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Medrano, Juan Díez & Gutiérrez, Paula (2001) Nested identities: national and European identity in Spain. *Ethnic and Racial Studies*, 24, 5, 753-778.
- Meinhof, Ulrike H. (Hg.) (2003) Bordering European Identities. *Journal of Ethnic and Migration Studies (Special Issue)*, 29, 5.
- Meredith, William (1993) Measurement Invariance, Factor Analysis, and Factorial Invariance. *Psychometrika*, 58, 525-543.
- Mummendey, Amélie & Waldzus, Sven (2004) National Difference and European Plurality: Discrimination or Tolerance between European Countries. IN Herrmann, Richard K., Risse, Thomas & Brewer, Marilyn B. (Hg.) *Transnational Identities. Becoming European in the EU*. Lanham, Rowman&Littlefield, 59-72.
- Mummendey, Amélie & Wenzel, Michael (1999) Social discrimination and Tolerance in Intergroup Relations: Reactions to Intergroup Differences. *Personality and Social Psychology Review*, 3, 2, 158-174.
- Nauck, Bernhard (2006) Warum die Türkei kulturell und sozial ganz sicher zu Europa gehört- und wahrscheinlich auch besser in die Europäische Union. IN Rehberg, Karl-Siebert (Hg.) *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004 (Band II)*. Frankfurt, New York, Campus, 1118-1125.
- Oakes, Penelope (1987) The Salience of Social Categories. IN Turner, John C. (Hg.) *Rediscovering the Social Group*. New York, Basil Blackwell,
- Opp, Karl-Dieter (2003) Die Identifikation der Bürger mit Europa. Einige Hypothesen und ihre empirische Überprüfung. *Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002 (Band I)*. Opladen, Leske+Budrich, 475-497.
- Perez-Diaz, Victor (1998) The Public Sphere and a European Civil Society. IN Alexander, Jeffrey C. (Hg.) *Real Civil Societies. Dilemmas of Institutionalization*. London, Sage, 211-238.
- Pernice, Ingolf (2005) Zur Finalität Europas. IN Folke Schuppert, Gunnar, Pernice, Ingolf & Haltern, Ulrich (Hg.) *Europawissenschaft*. Baden-Baden, Nomos,
- Peters, Bernhard (2006) Public discourse, identity and the problem of democratic legitimacy. IN Erikson, Erik O. (Hg.) *Making the European Polity. Reflexive integration in the EU*. London and New York, Routledge, 84-124.
- Rawls, John (1994) Gerechtigkeit als Fairness. *Die Idee des politischen Liberalismus*. Frankfurt a. M., Suhrkamp, 255-292.

- Reinecke, Jost (2005) *Strukturgleichungsmodelle in den Sozialwissenschaften*. München, Wien, Oldenbourg.
- Richter, Dirk (1994) Der Mythos der "guten" Nation. *Soziale Welt*, 45, 3, 304-321.
- Risse, Thomas (2001) *European and National Identities: Some Clarifications*. Brussels, Dialogue Workshop "European Citizenship: Beyond Borders, Across Identities", 23.-24. April 2001, verfügbar unter:
ftp://ftp.cordis.europa.eu/pub/improving/docs/ser_citizen_risse.pdf.
- Rock, Donald A., Werts, Charles E. & Flaugher, Ronald L. (1978) The Use of Analysis of Covariance Structures for Comparing the Psychometric Properties of Multiple Variables across Populations. *Multivariate Behavioural Research*, 13, 4, 403 – 418.
- Rohrschneider, Robert (2002) The Democratic Deficit and Mass Support for an EU-wide Government. *American Journal of Political Science*, 46, 2, 463-475.
- Rousseau, Jean-Jacques (2002 [orig. 1762]) *Der Gesellschaftsvertrag*. Schutterwald/Baden, Wissenschaftlicher Verlag.
- Rumford, Chris (Hg.) (2005) Cosmopolitanism and Europe. *Innovation. The European Journal of Social Research (Special Issue)*, 18, 1.
- Saris, Willem E. & Gallhofer, Irmtraud N. (2007) *Design, Evaluation, and Analysis of Questionnaires for Survey Research*. Hoboken, New Jersey, Wiley.
- Sartori, Giovanni (1997) *Demokratietheorie*. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schafer, Joseph L. & Graham, John W. (2002) Missing Data: Our View of the State of the Art. *Psychological Methods*, 7, 2, 147–177.
- Scharpf, Fritz W. (1996) Politische Optionen im vollendeten Binnenmarkt. IN Jachtenfuchs, Markus & Kohler-Koch, Beate (Hg.) *Europäische Integration*. Opladen, Leske+Budrich, 109-140.
- (1999) Demokratieprobleme in der europäischen Mehrebenenpolitik. 672-694 IN Merkel, Wolfgang & Busch, Andreas (Hg.) *Demokratie in Ost und West. Für Klaus von Beyme*. Frankfurt a. M., Suhrkamp,
- Schatz, Robert T. & Staub, Ervin (1997) Manifestations of blind and constructive patriotism: Personality correlates and individual-group relations. IN Bar-Tal, Daniel & Staub, Ervin (Hg.) *Patriotism in the lives of individuals and nations*. Chicago, Nelson-Hall, 229–245.
- Schischkoff, Georgi (Hg.) (1991) *Philosophisches Wörterbuch*. Stuttgart, Alfred Körner Verlag.
- Schnell, Rainer, Hill, Paul B. & Esser, Elke (1999) *Methoden der empirischen Sozialforschung*. München und Wien, Oldenbourg.
- Schwartz, Shalom H. (1994) Are there universal aspects in the content and structure of values. *Journal of Social Issues*, 50, 19-45.
- (2006) A Theory of Cultural Value Orientations: Explication and Applications. *Comparative Sociology*, 5, 137-182.
- Schwartz, Shalom H. (1992) Universals in the content and structure of values: Theory and empirical test in 20 countries. *Advances in Experimental Social Psychology*, 1-65.
- Schwartz, Shalom H., Melech, Gila, Lehmann, Arielle, Burgess, Steven, Harris, Mari & Owens, Vicki (2001) Extending the Cross-Cultural Validity of the Theory of Basic Human Values with a Different Method of Measurement. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 32, 5, 519-542.
- Schwarz, Norbert (2003) Culture-Sensitive Context Effects: A Challenge for Cross-Cultural Surveys. IN Harkness, Janet A., Van De Vijver, Fons J. R. & Mohler,

- Peter Ph. (Hg.) *Cross-Cultural Survey Methods*. Hoboken, New Jersey, Wiley, 93-100.
- Sinnott, Richard (2005) *An Evaluation of the Measurement of National, Sub-National and Supranational Identity in Major Cross-National Surveys*. Geary Discussion Paper Series WP 2005/02, Dublin, UCD Geary Institute, verfügbar unter: <http://www.ucd.ie/geary/publications/2005/GearyWp200502.pdf> [29.08.2008].
- Smith, Anthony D. (1992) National Identity and the Idea of European Unity. *International Affairs*, 68, 1, 55-76.
- Smith, Tom W. (2003) Developing Comparable Questions in Cross-National Surveys. IN Harkness, Janet A., Van De Vijver, Fons J. R. & Mohler, Peter Ph. (Hg.) *Cross-Cultural Survey Methods*. Hoboken, New Jersey, Wiley, 69-92.
- Sörbom, Dag (1974) A general method for studying differences in factor means and factor structure between groups. *British Journal of Mathematical and Statistical Psychology*, 27, 229-39.
- (1978) An alternative to the methodology for analysis of covariance. *Psychometrika*, 43, 3, 381-396.
- Staub, Ervin (1997) Blind versus constructive patriotism: Moving from embeddedness in the group to critical loyalty and action. IN Bar-Tal, Daniel & Staub, Ervin (Hg.) *Patriotism in the lives of individuals and nations*. Chicago, Nelson-Hall, 213-228.
- Steenkamp, Jan-Benedict E. M. & Baumgartner, Hans (1998) Assessing Measurement Invariance in Cross-National Consumer Research. *Journal of Consumer Research*, 25, 1, 78-90.
- Steiner, Peter M. & Atzmüller, Christiane (2006) Experimentelle Vignettendesigns in faktoriellen Surveys. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58, 1, 117-146.
- Stets, Jan E. (1995) Role Identities and Person Identities: Gender Identity, Mastery Identity, and Controlling One's Partner. *Sociological Perspectives*, 38, 129-150.
- Stets, Jan E. & Burke, Peter J. (2000) Identity Theory and Social Identity Theory. *Social Psychology Quarterly*, 63, 3, 224-237.
- (2005) A Sociological Approach to Self and Identity. IN Leary, Mark R., Macdonald, Geoff & Tangney, June Price (Hg.) *Handbook of Self and Identity*. New York, Guilford Press.
- Stryker, Sheldon (1980) *Symbolic Interactionism: A Social Structural Version*. Menlo Park, Benjamin Cummings.
- Stryker, Sheldon & Burke, Peter J. (2000) The Past, Present, and Future of an Identity Theory. *Social Psychology Quarterly*, 63, 4, 284-297.
- Stryker, Sheldon & Serpe, Richard T. (1994) Identity Salience and Psychological Centrality: Equivalent, Overlapping or Complementary Concepts? *Social Psychology Quarterly*, 57, 16-35.
- Taifel, Henry (1978) *Differentiation between Social Groups*. London, Academic Press.
- Taylor, Charles (1992) Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung.
- Tilly, Charles (1984) *Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons*. New York, Russell Sage Foundation.
- (2002) *Stories, Identities, and Political Change*. Lanham, Boulder, New York, Oxford, Rowman & Littlefield.
- (2003) Political Identities in Changing Politics. *Social Research*, 70, 2, 605-620.
- Tindemans, Leo (1975) European Union. Report by Mr. Leo Tindemans, Prime Minister of Belgium, to the European Council. *Bulletin of the European Communities*, Supplement 1/76.

- Turner, Bryan S. (1997) Citizenship Studies: A General Theory. *Citizenship Studies*, 1, 1, 5-18.
- (1999) Some current issues in research on social identity and self categorization theories. IN Ellemers, Naomi, Spears, Russell & Doosje, Bertjan (Hg.) *Social Identity: Context, Commitment, Content*. Oxford, Blackwell, 6–34.
- Turner, John C., Hogg, Michael A., Oakes, Penelope, Reicher, Stephen D. & Wetherell, Margret S. (1987) *Rediscovering the Social Group: A Self-Categorization Theory*. New York, Basil Blackwell.
- Van De Vijver, Fons J. R. & Leung, Kwok (1997) *Methods and Data Analysis for Cross-Cultural Research*. Thousand Oaks, Sage.
- Van Der Veen, A. Maurits (2002) *European Identity and Support for the European Union: Investigating the Causal Connection*. Paper presented at the annual conference of the International Studies Association, New Orleans, verfügbar unter: <http://maurits.myweb.uga.edu/> [10.08.2008, auf Anfrage beim Autor].
- Vandenberg, Robert J. & Lance, Charles E. (2000) A Review and Syntheses of the Measurement Invariance Literature: Suggestions, Practices, and Recommendations for Organizational Research. *Organizational Research Methods*, 3, 1, 4-70.
- Wallace, Claire (2004) *Working Paper 42: Report on added value of interviews for understanding European identity in Austria*. Orientations of Young Men and Women to Citizenship and European Identity, Projekt im 5. Rahmenprogramm der Europäischen Kommission, Project nr.: SERD-2000-00260.
- Wehler, Hans-Ulrich (2006) Der Türkei-Beitritt zerstört die Europäische Union. IN Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.) *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004 (Band II)*. Frankfurt, New York, Campus,
- Weiss, Hilde (2003) A Cross-National Comparison of Nationalism in Austria, the Czech and Slovak Republics, Hungary, and Poland. *Political Psychology*, 24, 2, 377-401.
- (2004) *Nation und Toleranz? Empirische Studien zu nationalen Identitäten in Österreich*. Wien, Braumüller.
- Williams, Robin (2000) *Making Identity Matter: Identity Society and Social Interaction*. Durham, sociology press.
- Willis, Gordon B. (2004) *Cognitive Interviewing. A Tool for Improving Questionnaire Design*. Thousand Oaks, Sage.
- Wimmer, Andreas & Glick-Schiller, Nina (2003) Methodological Nationalism, the Social Sciences, and the Study of Migration. An Essay in Historical Epistemology. *International Migration Review*, 37, 3, 576-610.
- Zolo, Danilo (1997) *Die demokratische Fürstentherrschaft*. Göttingen, Steidl.

Anhang

Das Projekt “Youth and European Identity“

Das Forschungsprojekt “„Orientations of Young Men and Women to Citizenship and European Identity“, kurz “Youth and European Identity” wurde im 5. Rahmenprogramm der Europäischen Kommission (Key Action: Improving the Socio-Economic Knowledge Base) gefördert. Das Projekt hatte eine geförderte Laufzeit von 3 Jahren; Vorarbeiten begannen im Herbst 2001, der Abschlussbericht an die Europäische Kommission wurde Anfang 2005 fertig gestellt.⁶² Beteiligt waren wissenschaftliche Teams aus Spanien, Großbritannien, Deutschland, Österreich und der Slowakei. Ab 2003 war ich Teil des österreichischen Teams. Die Datenerhebung bestand aus einem standardisierten Fragebogeninstrument gefolgt von qualitativen Interviews mit einem systematisch ausgewählten Teil der bereits quantitativ Befragten {der am besten dokumentierte Versuch einer Integration qualitativer und quantitativer Ergebnisse findet sich bei \Fuss, 2004 #147} ⁶³. Die Untersuchungsregionen wurden unter drei Gesichtspunkten systematisch ausgewählt. Erstens sollten die Erhebungseinheiten für sich möglichst homogene, klar beschreibbare Größen in Bezug auf ihre sozio-politische Geschichte sein. Zweitens sollten sich die Erhebungseinheiten untereinander möglichst stark in ihrer Relation zu politischen Entitäten und Prozessen unterscheiden. Drittens sollte sich jeweils ein Paar der Untersuchungsregionen in einem nationalen bzw. ehemals nationalen Kontext befinden, sich aber in der historischen und aktuellen Relation zu diesem Nationalstaat deutlich unterscheiden.

⁶² Der Abschlussbericht, eine umfangreiche Dokumentation von Ergebnissen sowie eine Auflistung aller beteiligten Forscher findet sich auf der projekteigenen Webseite <http://www.sociology.ed.ac.uk/youth/>. Die Gesamtkoordination des Projekts lag bei Lynn Jamieson (University of Edinburgh), die österreichische Teilstudie leitete Claire Wallace (Institut für höhere Studien, ab 2006 University of Aberdeen).

⁶³ Online verfügbar: <http://www.sociology.ed.ac.uk/youth/docs/Value%20Added/Germany.pdf> [28.08.2008]

Als Erhebungseinheiten wurden 10 Region, jeweils ein Paar davon im selben Land (bzw. im Fall der Tschechoslowakei einem ehem. Staat) ausgewählt. Um die Kontextbedingungen innerhalb der Regionen möglichst homogen zu halten, wurden die Regionen geographisch eng abgegrenzt; sie umfassen jeweils nur eine Stadt bzw. im Fall von Vorarlberg mehrere kleinere Städte auf engem Raum (Bregenz, Feldkirch, Dornbirn):
Bilbao und Madrid (Spanien)

Edinburgh und Manchester (Großbritannien)

Bielefeld und Chemnitz (Deutschland)

Wien und Vorarlberg (Österreich)

Prag (Tschechien) und Bratislava (Slowakei)

In einer groben Zuordnung können die Regionen jeweils als Paare von Zentrum und Peripherie begriffen werden. Madrid ist die Hauptstadt Spaniens, während Bilbao in der nach Autonomie strebenden Region des Baskenlandes liegt. Manchester in England, dem größten Teil des Vereinigten Königreichs, steht Edinburgh im ebenfalls nach regionaler Autonomie strebenden Schottland gegenüber. Bielefeld liegt im ehemaligen Westdeutschland, Chemnitz im ehemaligen Ostdeutschland. Vorarlberg ganz im Westen Österreichs liegt weit von der Hauptstadt Wien entfernt. Für Prag und Bratislava lässt sich heute keine Zentrum-Peripherie Relation mehr behaupten. Prag war zwar das Zentrum der ehemaligen Tschechoslowakei, doch seit 1993 ist Bratislava die Hauptstadt der Slowakei. Die Relationen zwischen diesen Paaren sind politisch unterschiedlich bedeutsam, präsent und konflikthaft (Umfangreiches Material dazu ist auf der Website des Projekts verfügbar, insbesondere in den detaillierten „Socio-demographic Background Reports“). Die Regionen unterschieden sich weiters im Grad ihrer Urbanität, der Dauer der Mitgliedschaft in der EU und in der geographischen Nähe zu anderen europäischen Staaten.

Datengrundlage

Die gezogenen Stichproben sind jeweils repräsentativ für die Wohnbevölkerung einer Region im Alter zwischen 18 und 24 Jahren. Der Fokus auf junge Erwachsene liegt darin begründet, dass diese Alterskohorte bereits in einem politischen Umfeld der europäischen Integration sozialisiert wurde. Zusätzlich wurde die Stichprobe auf Personen

eingeschränkt, die vor der Befragung bereits 5 Jahre in der Region gelebt hatten, um zu gewährleisten, dass der spezifisch regionale Kontext für ihren Lebenszusammenhang eine Rolle spielen konnte. Neben diesen repräsentativen Stichproben mit jeweils etwa 400 Befragten wurden in einer zweiten Erhebung deutlich kleinere, sog. „target samples“ bewusst ausgewählt (die genauen Stichprobengrößen sind in Tabelle A1 ausgewiesen). Bei den „target samples“ handelte es sich um Jugendliche derselben Alterskohorte, deren bisherige Biografie eine überdurchschnittliche Beschäftigung mit europäischer Integration nahelegte bzw. eine inter-nationale Orientierung aufwies (z.B. Studenten der „European Studies“).

Die Datenerhebung erfolgt im Jahr 2002, also in Tschechien und Slowakei noch vor dem Beitritt zur Europäischen Union, entsprechende Fragen wurden dort in prospektiver Form gestellt. Zum Einsatz kamen telefonische Befragungen und persönliche Befragungen. Die unterschiedliche Art der Datenerhebung musste in Kauf genommen werden, da in Tschechien und der Slowakei die vorhandenen Telefondichte bzw. die Abdeckung durch Telefonverzeichnisse kein CATI-Verfahren zuließ.

Tabelle A1 Stichprobengrößen der quantitativen Erhebungen

Untersuchungsregion	Random Sample	Target Sample
Bilbao	424	99
Madrid	401	102
Edinburgh	308	67
Manchester	364	83
Chemnitz	400	100
Bielefeld	400	97
Vorarlberg	400	14
Wien	400	50
Bratislava	397	98
Prag	396	89

Alle in dieser Arbeit dargestellten Auswertungen beziehen sich auf ausschließlich auf die „Random Samples“ (eine der wenigen Publikationen, die die „Target Samples“ systematisch berücksichtigt ist Grundy & Jamieson 2005).

Korrelationsmatrizen

Datengrundlage: Random Samples, Projekt „Youth and European Identity“

Korrelationskoeffizienten nach Pearson, Varianzen der Items in der Diagonale

Bilbao

	Item 5 "ÄHNLICH"	Item 4 "SELBST SEHEN"	Item 3 "VERBUNDEN"	Item 2 "WICHTIG"	Item 1 "FÜHLEN"
Item 5 "ÄHNLICH"	1,03				
Item 4 "SELBST SEHEN"	0,62	1,34			
Item 3 "VERBUNDEN"	0,56	0,57	1,29		
Item 2 "WICHTIG"	0,54	0,46	0,50	1,20	
Item 1 "FÜHLEN"	0,66	0,58	0,66	0,51	1,21

Madrid

	Item 5 "ÄHNLICH"	Item 4 "SELBST SEHEN"	Item 3 "VERBUNDEN"	Item 2 "WICHTIG"	Item 1 "FÜHLEN"
Item 5 "ÄHNLICH"	1,05				
Item 4 "SELBST SEHEN"	0,38	1,40			
Item 3 "VERBUNDEN"	0,46	0,38	1,14		
Item 2 "WICHTIG"	0,54	0,46	0,37	1,31	
Item 1 "FÜHLEN"	0,44	0,52	0,50	0,58	1,16

Edinburgh

	Item 4 "SELBST SEHEN"	Item 3 "VERBUNDEN"	Item 2 "WICHTIG"	Item 1 "FÜHLEN"
Item 4 "SELBST SEHEN"	0,91			
Item 3 "VERBUNDEN"	0,33	1,28		
Item 2 "WICHTIG"	0,36	0,41	1,17	
Item 1 "FÜHLEN"	0,45	0,56	0,56	1,25

Manchester

	Item 4 "SELBST SEHEN"	Item 3 "VERBUNDEN"	Item 2 "WICHTIG"	Item 1 "FÜHLEN"
Item 4 "SELBST SEHEN"	1,15			
Item 3 "VERBUNDEN"	0,32	1,35		
Item 2 "WICHTIG"	0,43	0,39	1,34	
Item 1 "FÜHLEN"	0,37	0,44	0,58	1,34

Bielefeld

	Item 5 "ÄHNLICH"	Item 4 "SELBST SEHEN"	Item 3 "VERBUNDEN"	Item 2 "WICHTIG"	Item 1 "FÜHLEN"
Item 5 "ÄHNLICH"	1,08				
Item 4 "SELBST SEHEN"	0,44	1,24			
Item 3 "VERBUNDEN"	0,32	0,31	1,07		
Item 2 "WICHTIG"	0,58	0,30	0,23	1,14	
Item 1 "FÜHLEN"	0,38	0,35	0,25	0,40	1,09

Chemnitz

	Item 5 "ÄHNLICH"	Item 4 "SELBST SEHEN"	Item 3 "VERBUNDEN"	Item 2 "WICHTIG"	Item 1 "FÜHLEN"
Item 5 "ÄHNLICH"	1,08				
Item 4 "SELBST SEHEN"	0,31	1,19			
Item 3 "VERBUNDEN"	0,35	0,29	1,09		
Item 2 "WICHTIG"	0,55	0,39	0,37	1,07	
Item 1 "FÜHLEN"	0,33	0,43	0,28	0,42	1,03

Prag

	Item 5 "ÄHNLICH"	Item 4 "SELBST SEHEN"	Item 3 "VERBUNDEN"	Item 2 "WICHTIG"	Item 1 "FÜHLEN"
Item 5 "ÄHNLICH"	1,17				
Item 4 "SELBST SEHEN"	0,31	0,99			
Item 3 "VERBUNDEN"	0,43	0,28	1,09		
Item 2 "WICHTIG"	0,44	0,35	0,33	1,23	
Item 1 "FÜHLEN"	0,49	0,35	0,38	0,39	1,18

Bratislava

	Item 5 "ÄHNLICH"	Item 4 "SELBST SEHEN"	Item 3 "VERBUNDEN"	Item 2 "WICHTIG"	Item 1 "FÜHLEN"
Item 5 "ÄHNLICH"	1,11				
Item 4 "SELBST SEHEN"	0,32	0,99			
Item 3 "VERBUNDEN"	0,13	0,21	1,21		
Item 2 "WICHTIG"	0,34	0,31	0,36	1,26	
Item 1 "FÜHLEN"	0,28	0,32	0,54	0,30	1,38

Wien

	Item 2 "WICHTIG"	Item 1 "FÜHLEN"
Item 2 "WICHTIG"	1,70	
Item 1 "FÜHLEN"	0,36	1,26

Vorarlberg

	Item 2 "WICHTIG"	Item 1 "FÜHLEN"
Item 2 "WICHTIG"	1,82	
Item 1 "FÜHLEN"	0,39	1,31

Zusammenfassung

**Titel: Zur Problematik der europäischen Identität –
politische Forderung, theoretische Konzeption, empirische Messung**

Schlagwörter: Europäische Identität, kollektive Identität, Operationalisierung, Invarianz

Ziel der Arbeit ist es, ein tieferes Verständnis für theoretische und empirische Probleme des Konzepts europäische Identität zu gewinnen.

Der theoretische Stellenwert des Konstrukts europäische Identität ist umstritten. Einerseits liefern die politikwissenschaftliche Demokratietheorie und die Theorie des kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas gute Gründe für die politische Forderung nach einer europäischen Identität. Andererseits zeigt die soziologische Kritik von Günter Dux, dass insbesondere der Mainstream der politischen Theorie aber auch Habermas einer unrealistischen Konzeption von Gesellschaft aufsitzt.

Die theoretische Problematik des Konzepts europäische Identität hat im Kern wenig „Europäisches“, sie liegt vielmehr in den Problemen und Missverständnissen begründet, die den Begriff der Identität, insbesondere jene der kollektiven Identität in den Sozialwissenschaften begleiten. Eine soziologisch brauchbare Konzeption darf europäische Identität nicht essentialisieren, als gegeben festschreiben. Europäische Identität als politische Identität muss als Repräsentation der sozialen Relation von europäischen Bürgern und dem politischen System der EU bestimmt werden. Analytisch lässt sich jede kollektive Identität durch ihre spezifischen Inhalte und durch den Grad der Umstrittenheit dieser Inhalte näher charakterisieren.

Die größte Problematik der quantitativen empirischen Messung von europäischer Identität liegt darin, dass die Operationalisierungen die Inhalte der Europäischen Identität gar nicht spezifizieren. An Daten des Projekts „Youth and European Identity“ wird mit Hilfe von faktoranalytischen Messmodellen im Rahmen des Ansatzes allgemeiner Strukturgleichungsmodelle gezeigt, dass derartige Messinstrumente im internationalen Vergleich nur äußerst eingeschränkt valide sind. Abschließend werden empirische Indizes für unterschiedliche Inhalte der europäischen Identität aufgezeigt und das neue Messmodell von Micheal Bruter diskutiert, das in kulturelle und politische („civic“) Inhalte der europäischen Identität unterscheidet.

Summary

Title: **The problem of European identity –
political claim, theoretical conception, empirical measurement**

Keywords: European identity, collective identity, operationalisation, invariance test

The aim of the diploma thesis is to gain a deeper understanding of theoretical and empirical problems of the concept of European identity.

The theoretical significance of the construct European identity is contested. On the one hand the theory of democracy in political science and theory of communicative action by Jürgen Habermas give good reasons for politics to claim a European identity. On the other hand the sociological critique of Günter Dux shows that especially the mainstream of political science but also Habermas are trapped in an unrealistic conception of society.

The core of the theoretical problem of European identity is not so “European”, but to a much larger extent related to problems and misunderstandings of the concept of identity, especially of collective identity in the social sciences in general. A sociologically useful conception must not essentialise European identity. European identity as a political identity has to be defined as a representation of the social relation of European citizens and the political system of the EU. Analytically every collective identity can be further characterised by its content and the contestation of its content.

The crucial problem of the quantitative measurement of European identity is the fact that the operationalizations do not specify any content of European identity. Drawing on data of the project “Youth and European Identity” and using factor-analytic measurement models in the framework of structural equation modeling these measurement instruments turn out to be of very limited validity in international comparisons. Finally empirical evidence for the varying content of European identity is presented and new measurement model by Michael Bruter which differentiates between a cultural and a civic content of European identity is discussed.

Lebenslauf

Georg Datler

Geburtsdatum 14.06.1980
Staatsbürgerschaft Österreich
Kontakt georg.datler@univie.ac.at



Bildung

1998 Matura mit ausgezeichnetem Erfolg am Bundesrealgymnasium Waidhofen/Th
seit 1998 Studium der Soziologie an der Universität Wien (sozial-, rechts und wirtschaftswissenschaftlicher Studienzweig)

Berufliche Erfahrung

seit 2001 Mitarbeit im Verein Wiener Sozialprojekte: Vertretungsdienste im sozialarbeiterischen Bereich in der Drogenberatungsstelle Ganslwirt
2003-2005 Stipendiat am Institut für höhere Studien für das Projekt „Young Men and Women and their Attitudes towards Citizenship and European Identity“ (Projektleitung Prof. Claire Wallace)
2004-2006 Projektmitarbeiter am Österreichischen Institut für Jugendforschung: Internationale Forschungs Kooperation mit der Slovak Academy of Sciences für das Projekt „New Communities – New Identities?“ (Projektleiterin Dr. Reingard Spannring)
WS 2004/05 Tutor am Institut für Soziologie für das Forschungspraktikum
SS 2005 Datenerhebung/Datenauswertung (Prof. Wolfgang Schulz)
Juni – Sonderauswertung des „Social Survey“ zu Religion in Österreich
August 2005 (gemeinsam mit Prof. Wolfgang Schulz und Dr. Johann Kerschbaum)
August 2005 Teaching Fellow, Essex Summer School in Social Science Data
August 2006 Analysis and Collection, Advanced Course in SEM (Longitudinal
Juli 2008 Data, Cross-cultural comparisons), Prof. Peter Schmidt,
Dr. Eldad Davidov
2005 bis 2007 Studienassistent am Institut für Soziologie
(Prof. Christoph Reinprecht, Prof. Göran Therborn)
März – regionale Sonderauswertung und Ausschöpfungsanalysen im Panel
Juli 2006 von EU-SILC im Auftrag der Statistik Austria
seit 2007 Statistik Austria, Projekt EU-SILC
WS 2007/08 Lehrauftrag an der Universität Wien,
Proseminar Einführung in die Soziologie
seit WS 2007/08 Lehrauftrag an der Universität Wien,
Forschungslabor Stadtforschung (gem. mit Prof. Reinprecht)

Publikationen

Artikel in Zeitschriften

Wallace, Claire, Reingard Spannring & Georg Datler (2008) What Leads Young People to Identify with Europe? An Exploration of the Impact of Exposure to Europe and Political Engagement on European Identity among Young Europeans. *Perspectives on European Politics and Society*, Vol. 9, No. 4, S. 480-498.

Datler, Georg, Kerschbaum, Johann & Schulz, Wolfgang (2005) Religion und Kirche in Österreich – Bekenntnis ohne Folgen? *SWS-Rundschau*, Heft 4/2005.

Datler, Georg, Wallace, Claire & Spannring, Reingard (2005) What leads young people to identify with Europe? *IHS Sociological Series*, No. 69.

Wallace, Claire, Datler, Georg & Spannring, Reingard (2005) Young People and European Citizenship. *IHS Sociological Series*, No. 68.

Spannring, Reingard, Wallace, Claire & Datler, Georg (2004) If you have a grandpa, send him to Europe. Attitudes of young Austrians towards the EU elections. *Sociología*, Vol. 36, No. 3: 253-272.

Projektberichte/ Papers

Wallace, Claire & Datler, Georg (2004) Research Briefing 5: ActiveCitizens? The engagement of young people in Europe. Paper presented at the Final Project Meeting for "Orientations of Young Men and Women to Citizenship and European Identity", Brussels.

Datler, Georg (2005) What leads young people to identify with Europe? An exploration of "exposure" to Europe and resources for identification among young Europeans. Paper presented at the ESA conference, Torun.

Wächter, Natalia, Reingard Spannring & Georg Datler (2005) Neue Gemeinschaften - neue Identitäten? Eine Studie zu territorialen Identitäten Jugendlicher in der österreichisch-slowakischen Grenzregion. Forschungsbericht des Österreichischen Instituts für Jugendforschung, Wien.

Till-Tentschert, Ursula, Lamei, Nadja & Datler, Georg (2006) Sonderauswertung zu Haushaltseinkommen, Armutsgefährdung und Lebensbedingungen in Wien. Statistik Austria, Wien.

Lamei, Nadja, Datler, Georg & Till-Tentschert, Ursula (2006) Sonderauswertung zu Haushaltseinkommen, Armutsgefährdung und Lebensbedingungen in der Steiermark. Statistik Austria, Wien.

Datler, Georg (2006) SILC 2005/2006 – Ausschöpfung im Panel. Bericht im Auftrag von Statistik Austria, Wien.